D 20 720 F

Der Stern

Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Oktober 1986
112. Jahrgang
Nummer 7



Der Stern

Oktober 1986
112. Jahrgang
Nummer 7

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.



„Die Lehre von der Vollmacht des Melchisedekischen Priestertums" (Seite 24)

Inhalt

1 Worte der Propheten. Wilford Woodruff über das Priestertum Gottes
2 Freude in Christus. *Ezra Taft Benson*
6 Gordon B. Hinckley, Erster Ratgeber. *Boyd K. Packer*
14 Thomas S. Monson: Immer bereit für die Angelegenheit des Herrn. *Jeffrey R. Holland*
22 Verständnis für Robby. *Leona Haag*
24 *Ich habe eine Frage:* Die Lehre von der Vollmacht des Melchisedekischen Priestertums. *James A. Carver*
26 Ehealltag. *Beppie Harrison*
30 Hung Wo Loi: Wahrheitssuche an der chinesischen Grenze. *Nanette Larsen*
32 Opfer und Darbringungen. *Richard D. Draper*
40 „Säubere uns von allem Unrecht." *Neal A. Maxwell*

Für junge Leute:
44 Richtung Heimat. *Heinz Rahde*
48 Fliegen wie ein Vogel. *Terry J. Moyer*
52 Das Beste vom Besten. *Joan C. Hansen*
54 Doch nicht mein Vater. *Richard W. Klomp*

Für Kinder

1 Musik im Wind. *Deanne Packer Kelly*
4 Joschija, der achtjährige König. *Geschichten aus der heiligen Schrift*
6 Ellen Pucell Unthank. *Sharon Bigelow*
8 Pionierpuppe. *Marian Dautel*

Umschlagbild: *Das Haus von Joseph Smith sen. im Winter,* Gemälde von Al Rounds (1985). Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Michael Ahlander und seiner Frau.

Redaktionsleitung: Joseph B. Wirthlin, John H. Groberg, James M. Paramore, Hugh W. Pinnock

Chefredakteur: Joseph B. Wirthlin

Zeitschriftendirektor der Kirche:
Ronald L. Knighton

International Magazines
Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller
Stellvertreter: David Mitchell
Ressortleiter: Diane Brinkman (Kinderbeilage), Sharri Cook (Layout)

Der Stern

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Peter Keldorfer, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel, Telefon: 06101/800431

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Industriestraße 21, Postfach 1568
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

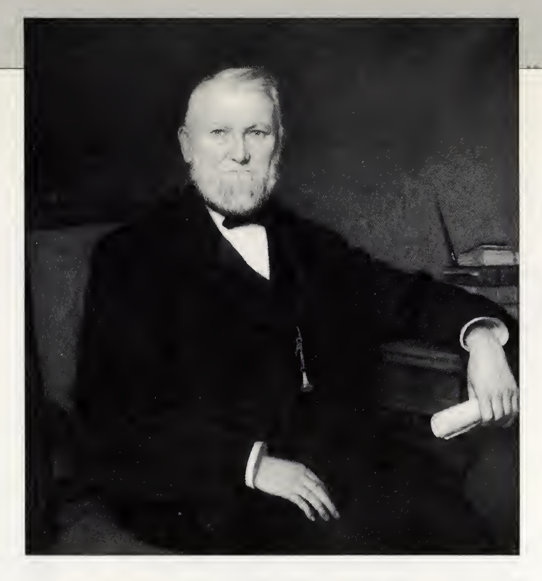
Jahresabonnement:
DM 24,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 19,20 an Citibank, N. A. Zürich, Konto-Nr. 0/110501/005, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 168,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 12.00

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt „DER KINDERSTERN Oktober 1986" bei.

Printed by Friedrichsdorf Printing Centre
Federal Republic of Germany

Erscheint achtmal im Jahr

PB MA 0507 GE



WORTE DER PROPHETEN

Wilford Woodruff über das Priestertum Gottes

Das heilige Priestertum ist die Verbindung, durch die sich Gott mit den Menschen auf Erden verständigt und mit ihnen verkehrt; und die Boten vom Himmel, die die Erde besucht haben, um den Menschen etwas mitzuteilen, sind Männer, die im Erdenleben das Priestertum getragen und in Ehren gehalten haben; und alles, was Gott zur Errettung der Menschen hat geschehen lassen, angefangen damit, daß der Mensch auf die Erde kam, bis zur Erlösung der Welt, ist und wird immer durch das immerwährende Priestertum geschehen. . . .

Alle Priestertumsorganisationen verfügen über Macht. Der Diakon hat Macht, und zwar durch das Priestertum, das er trägt. Dasselbe gilt für den Lehrer. Sie haben Macht, vor den Herrn zu treten und erhört zu werden, genauso wie der Prophet, Seher und Offenbarer. . . . Durch dieses Priestertum werden an Menschen heilige Handlungen vollzogen, es werden ihnen die Sünden vergeben, und sie werden erlöst. Und zu diesem Zweck ist es uns offenbart und auf unser Haupt gesiegelt worden.

Denken wir daran, daß das ewige und immerwährende Priestertum uns allein zu dem Zweck übertragen worden ist, damit wir sowohl für die Lebenden als auch für die Toten die heiligen Handlungen des Lebens und der Errettung vollziehen können, und kein Mensch auf Erden kann das Priestertum für einen anderen Zweck verwenden als für den geistlichen Dienst, die Vervollkommnung der Heiligen, den Aufbau des Leibes Christi, um das Himmelreich aufzurichten und um Zion zu befreien. . . .

Dasselbe Priestertum gibt es auch auf der anderen Seite des Schleiers. Jeder glaubenstreue Mann hat dort sein Kollegium. . . . Sein Priestertum wird ihm nicht weggenommen, und er hat dort Tausende mehr, denen er predigen kann, als er jemals hier im Erdenleben gehabt hat. Damit aber hier die heiligen Handlungen für die Toten vollzogen werden können, müssen die Lebenden Tempel bauen, denn nach und nach werden Sie in der Geisterwelt Ihre Vorfahren treffen, die vom Evangelium nie etwas gehört haben. Sie, die Sie jetzt hier sind, . . . können sich für die Toten taufen lassen und sie erlösen.

Wenn einer sein Priestertum mißbraucht, also für irgendeinen anderen Zweck als den Aufbau des Gottesreiches einsetzt, . . . so zieht sich der Himmel von ihm zurück, seine Priestertumsmacht schwindet, und er muß statt im Licht in der Finsternis wandeln, und das ist der Grund für jeden Abfall vom Glauben, sei es in dieser oder in irgendeiner anderen Generation. □

Aus The Discourses of Wilford Woodruff, *herausgegeben von G. Homer Durham, Salt Lake City, 1946.*

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

FREUDE IN CHRISTUS

Präsident Ezra Taft Benson

Ohne Christus gibt es keine vollkommene Freude.

Im vorirdischen Leben jauchzten wir vor Freude, als uns der Plan der Errettung offenbart wurde (siehe Ijob 38:7).

Damals hat sich Jesus, unser ältester Bruder, der Erstgeborene im Geist unter den Kindern Gott Vaters, freiwillig bereit erklärt, uns von unseren Sünden zu erlösen. Er wurde zu unserem Erretter vorherordiniert, zum „Lamm, das von Grundlegung der Welt an getötet" wurde (Mose 7:47).

Dank sei Gott Sohn, daß er sich für uns geopfert hat! Und Dank Gott Vater, daß er ihn gesandt hat. „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat." (Johannes 3:16.)

Jesus war ein Gott, bevor er auf die Erde kam, um hier zu leben. Unser Vater im Himmel gab ihm einen Namen vor allen anderen – Christus. Wir haben eine heilige Schrift, deren Hauptzweck darin besteht, die Welt davon zu überzeugen, daß Jesus der Christus ist: das Buch Mormon. Es ist ein weiterer Zeuge für Jesus Christus und „das richtigste aller Bücher auf Erden" (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, Seite 198).

Im Buch Mormon lesen wir: „Es wird kein anderer Name noch irgendein anderer Weg oder ein anderes Mittel gegeben, wodurch den Menschenkindern Errettung zuteil werden kann, als nur im und durch den Namen Christi, des Herrn, des Allmächtigen." (Mosia 3:17.)

Was den Menschen betrifft, müssen wir unseren Grund „auf dem Fels [unseres] Erlösers – und das ist Christus" legen (Helaman 5:12).

Das erste und wichtigste Gebot ist es, ihn und seinen Vater zu lieben (siehe Matthäus 22:37,38).

Jesus Christus ist „der Vater des Himmels und der Erde, der Schöpfer aller Dinge von Anfang an" (Mosia 3:8).

„Darum", erklärt Jakob im Buch Mormon, „wenn Gott imstande war, zu sprechen, und die Erde entstand, zu sprechen, und der Mensch wurde erschaffen – o warum sollte er dann nicht der Erde oder dem Werk seiner Hände auf ihr gebieten können, wie er will und wie es ihm gefällt?" (Jakob 4:9.) Gott, der Schöpfer, gebietet seinen Geschöpfen selbst jetzt, in diesem Augenblick.

Jeder Prophet seit den Tagen Adams hat vom geistlichen Dienst des sterblichen Messias Zeugnis gegeben. Schon Mose hat vom Kommen des Messias prophezeit (siehe Mosia 13:33–35).

„Wir haben von Christus gewußt und viele hundert Jahre vor seinem Kommen auf seine Herrlichkeit gehofft", berichtet Jakob im Buch Mormon (Jakob 4:4).

In derselben heiligen Schrift wird



Jesus Christus besucht Amerika, Gemälde von John Scott



auch berichtet, wie sich der Christus im Geistkörper dem Bruder Jareds kundgetan hat. „Dieser Körper, den du jetzt siehst", sagte der Herr, „ist der Körper meines Geistes; und den Menschen habe ich nach dem Körper meines Geistes erschaffen; und so, wie ich dir erscheine, da ich im Geist bin, so werde ich meinem Volk im Fleische erscheinen." (Ether 3:16.) Und das tat er auch.

Er war der Einziggezeugte des himmlischen Vaters im Fleisch, das einzige Kind, dessen sterblicher Körper vom himmlischen Vater gezeugt worden ist. Maria, seine sterbliche Mutter, wurde Jungfrau genannt, sowohl vor als auch nach seiner Geburt (siehe 1 Nephi 11:20).

Und so wurde er, der im vorirdischen Leben ein Gott gewesen war, der Gott der ganzen Erde, der Jahwe des Alten Testaments, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gesetzgeber, der Gott Israels, der verheißene Messias, als Kind in Betlehem geboren.

König Benjamin prophezeite vom Kommen und geistlichen Dienst Christi folgendes:

„Denn siehe, die Zeit kommt und ist nicht mehr fern, da der Herr, der Allmächtige, der regiert und der von aller Ewigkeit bis in alle Ewigkeit war und ist, mit Macht vom Himmel herabkommen wird unter die Menschenkinder; er wird in einer irdischen Hülle wohnen und unter die Menschen hinausgehen und mächtige Wundertaten vollbringen, indem er Kranke heilt, Tote auferweckt und bewirkt, daß Lahme gehen, Blinde ihr Augenlicht empfangen und Taube hören, und indem er allerart Leiden heilt.

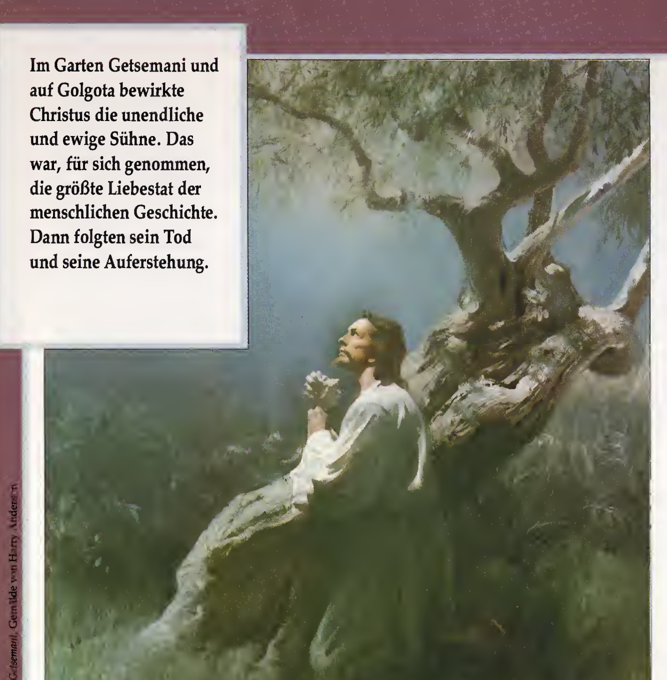
Und er wird Teufel austreiben, nämlich die bösen Geister, die im Herzen der Menschenkinder wohnen.

Und sieh da, er wird Versuchungen erleiden, körperliche Pein, Hunger, Durst und Erschöpfung – ja, mehr, als ein Mensch ertragen kann, ohne daran zu sterben; denn siehe, Blut kommt aus jeder Pore, so groß wird sein Schmerz über die Schlechtigkeit und die Greuel seines Volkes sein.

Und er wird Jesus Christus heißen, der Sohn Gottes, der Vater des Himmels und der Erde, der Schöpfer aller Dinge von Anfang an; und seine Mutter wird Maria heißen." (Mosia 3:5–8.)

Der Herr hat bezeugt: „Ich bin in die Welt gekommen, um den Willen meines Vaters zu tun, denn mein Vater hat

Im Garten Getsemani und auf Golgota bewirkte Christus die unendliche und ewige Sühne. Das war, für sich genommen, die größte Liebestat der menschlichen Geschichte. Dann folgten sein Tod und seine Auferstehung.



Christus in Getsemani, Gemälde von Harry Anderson

mich gesandt. Und mein Vater hat mich gesandt, damit ich auf das Kreuz emporgehoben würde." (2 Nephi 27:13,14.) Und so geschah es auch.

Im Garten Getsemani und auf Golgota bewirkte er die unendliche und ewige Sühne. Das war, für sich genommen, die größte Liebestat der menschlichen Geschichte. Dann folgten sein Tod und seine Auferstehung.

So ist er unser Erlöser geworden. Er hat uns alle vom körperlichen Tod und jene, die die Gesetze und Verordnungen des Evangeliums befolgen, vom geistigen Tod erlöst.

Seine Auferstehung ist durch die Bibel hinreichend bewiesen. Das Buch Mormon berichtet vom Erscheinen des auferstandenen Herrn in Amerika, wo er zum Volk sagte:

„Siehe, ich bin Jesus Christus, von dem die Propheten bezeugt haben, er werde in die Welt kommen. . . .

Steht auf, und kommt her zu mir, daß ihr die Hände in meine Seite legen und die Nägelmale in meinen Händen und meinen Füßen fühlen könnt, damit ihr wißt, daß ich der Gott Israels und der Gott der ganzen Erde bin und für die Sünden der Welt getötet worden bin."

Einer nach dem anderen, etwa 2500 Menschen, gingen hin und legten „die Hände in seine Seite" und fühlten „die Nägelmale in seinen Händen und seinen Füßen".

Und sie „riefen wie mit einer Stimme aus, nämlich: Hosanna! Gesegnet sei der Name Gottes des Allerhöchsten! Und sie fielen Jesus zu Füßen und beteten ihn an." (3 Nephi 11:10,14–17.)

Heute offenbart er sich in seiner wiederhergestellten Kirche, der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Er offenbart sich und seinen Willen – von Joseph Smith, dem ersten Propheten der Wiederherstellung an, bis zum heutigen Tag.

„Und nun", sagte der Prophet Joseph Smith, „nach den vielen Zeugnissen, die von ihm gegeben worden sind, ist dies, als letztes von allen, das Zeugnis, das wir geben, nämlich: Er lebt!

Denn wir haben ihn gesehen, ja, zur rechten Hand Gottes; und wir haben die Stimme Zeugnis geben hören, daß er der Einziggezeugte des Vaters ist." (LuB 76:22,23.)

Und wir, was müssen wir jetzt tun? Dasselbe wie die Weisen in alter Zeit, die nach dem Christus gesucht und ihn gefunden haben. Wer weise ist, sucht ihn auch heute.

„Und nun möchte ich euch anempfehlen", legt uns Moroni nahe, „diesen Jesus zu suchen, von dem die Propheten und Apostel geschrieben haben." (Ether 12:41.) Dazu hat uns Gott die nötigen Mittel an die Hand gegeben – die heiligen Schriften, insbesondere das Buch Mormon –, damit nämlich alle, die auf der Suche sind, wissen: Jesus ist der Messias.

Der Prophet Joseph Smith zählt in seinen Vorlesungen über den Glauben sechserlei auf, was der Mensch über Gott wissen und verstehen muß, damit

er Glauben an Gott haben kann. Das Buch Mormon legt beständig Zeugnis davon ab, daß Christus alle diese Eigenschaften besitzt.

Erstens ist Gott der Schöpfer und Erhalter von allem. König Benjamin hat gesagt: „Er hat alles erschaffen . . ., er hat alle Macht im Himmel und auf Erden." (Mosia 4:9.)

Zweitens: Gott unterscheidet sich von uns durch seine große Güte, durch seine Barmherzigkeit und seine Langmut. Alma hat bezeugt, daß Christus „voller Gnade, Gerechtigkeit und Wahrheit" ist, „voller Geduld, Barmherzigkeit und Langmut" (Alma 9:26).

Drittens: Gott ändert sich nicht. Mormon hat offenbart, daß Gott „kein veränderliches Wesen" ist, sondern „unveränderlich von aller Ewigkeit bis in alle Ewigkeit" (Moroni 8:18).

Viertens: Gott kann nicht lügen. Jareds Bruder hat gesagt: „Du bist ein Gott der Wahrheit und kannst nicht lügen." (Ether 3:12.)

Fünftens: Gott ist kein Anseher der Person. Mormon bezeugt, daß Gott „kein parteiischer Gott ist" (Moroni 8:18).

Sechstens: Gott ist ein Gott der Liebe. Über diese göttliche Eigenschaft schrieb Nephi, daß der Herr „nichts tut, was nicht der Welt zum Nutzen ist; denn er liebt die Welt, so daß er sogar sein eigenes Leben niederlegt" (2 Nephi 26:24).

Das Buch Mormon ist von Gott dazu vorgesehen, Menschen zu Christus und zu seiner Kirche zu bringen. Wir selbst und unsere Freunde außerhalb der Kirche können wissen, daß das Buch Mormon wahr ist, indem wir es der Prüfung unterziehen, die Moroni vorgeschlagen hat (siehe Moroni 10:3–5).

Welch ein Geschenk wäre es doch, mehr über den Herrn zu erfahren, und welch ein Geschenk, dieses Wissen mit anderen zu teilen!

Zu diesem Zweck möchte ich Sie ermuntern, nicht nur die biblische Schilderung von der Auferstehung Christi zu lesen, sondern auch den Bericht im Buch Mormon vom Erscheinen des auferstandenen Christus in Amerika zu studieren und Freunden außerhalb der Kirche davon zu erzählen.

Schenken oder leihen Sie ihnen ein Buch Mormon, wenn nötig auch Ihr eigenes. Es kann ihnen auf ewig zum Segen gereichen.

Schließlich ist es notwendig – um in der Sprache des Buches Mormon zu sprechen –, „an Christus zu glauben und ihn nicht zu leugnen" (2 Nephi 25:28). Wir müssen auf Christus vertrauen, nicht auf den Arm des Fleisches (siehe 2 Nephi 4:34). „Kommt zu Christus, und werdet in ihm vollkommen." (Moroni 10:32.) Wir müssen „mit reuigem Herzen und zerknirschtem Geist" zu ihm kommen (3 Nephi 12:19), hungernd und dürstend nach Rechtschaffenheit (siehe 3 Nephi 12:6). Wir müssen uns „am Wort von Christus weiden" (2 Nephi 31:20), das wir durch die heiligen Schriften, seine Gesalbten und durch seinen heiligen Geist empfangen.

Kurzum, wir müssen „dem Beispiel des Sohnes des lebendigen Gottes nachfolgen" (2 Nephi 31:16) und so sein, wie er ist (siehe 3 Nephi 27:27).

Mit Moroni bezeuge ich: „Die ewige Absicht des Herrn wird weiterrollen, bis sich alle seine Verheißungen erfüllt haben werden." (Mormon 8:22.)

Nicht mehr viele Jahre, und Christus wird wiederkommen. Er wird mit Macht und Herrlichkeit als König der Könige und Herr der Herren wiederkommen, und letztlich wird sich jedes Knie beugen und jeder Mund bekennen, daß Jesus der Christus ist.

Ich aber gebe *jetzt* Zeugnis, daß Jesus der Christus ist, daß Joseph Smith sein Prophet war, daß das Buch Mormon das Wort Gottes ist und daß seine Kirche, die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, wahr ist. Christus ist das Oberhaupt dieser Kirche.

Ich sage es im Namen Jesu Christi. Amen. □

Präsident Benson hat für diesen Artikel den Text einer Ansprache bearbeitet, die er am 1. Dezember 1985 bei einer Andacht im Tabernakel in Salt Lake City gehalten hat. Es war seine erste Rede vor einem größeren Publikum nach seiner Ordinierung als Prophet des Herrn.

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Jesus, unser ältester Bruder, der Erstgeborene der Geistkinder unseres Vaters, wurde vor Erschaffung der Welt als unser Erretter vorherordiniert.
2. Auf Weisung Gott Vaters hat Jesus die Erde erschaffen und ist dann als der Einziggezeugte unseres himmlischen Vaters im Fleisch auf die Erde gekommen, um den Willen des Vaters zu tun und um auf „das Kreuz emporgehoben zu werden".
3. Sowohl die Bibel als auch das Buch Mormon geben von der Geburt, der Auferstehung und vom Sühnopfer des Herrn Zeugnis.
4. Das Buch Mormon, durch den Propheten Joseph Smith wiedergebracht, war von Gott dazu vorgesehen, in den Letzten Tagen Menschen zu Christus und zu seiner Kirche zu bringen.
5. Die Mitglieder werden aufgefordert, ihren Freunden außerhalb der Kirche die Schilderung im Buch Mormon zu zeigen, wie Christus denjenigen, die an ihn glaubten, in Amerika erschienen ist.

Hilfen für das Gespräch

1. Beschreiben Sie, was für eine Rolle der Erretter in Ihrem Leben spielt.
2. Enthält dieser Artikel Schriftstellen oder Zitate, die Sie in der Familie vorlesen und besprechen könnten?
3. Wäre es für das Gespräch besser, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt redeten?



PRÄSIDENT GORDON B. HINCKLEY

ERSTER RATGEBER DES PRÄSIDENTEN DER KIRCHE

Elder Boyd K. Packer
vom Kollegium der Zwölf Apostel

Als Gordon B. Hinckley zum erstenmal als Generalautorität von der Kanzel des Tabernakels in Salt Lake City sprach, sagte er:

„Ich weiß, daß ich diesen Weg nicht allein zurückgelegt habe, und ich danke den vielen Menschen, die mir geholfen haben – den großen und guten Menschen, die heute anwesend sind, wie auch den vielen, deren Namen ich nicht mehr weiß." (Generalkonferenz, April 1958.)

Es wäre irreführend, eine skizzenhafte Biographie von Gordon B. Hinckley zu liefern und dabei das Augenmerk gleich auf ihn selbst zu richten. Damit diese Darstellung widerspiegelt, was er tatsächlich empfindet, sollten wir mit dem liebevollen Einfluß, der lenkenden Hand, mit der Geduld und Ausdauer seiner Frau Marjorie Pay Hinckley beginnen. Daß Bruder Hinckley zu seinem gegenwärtigen Amt berufen worden ist, muß man sehr dem Einfluß zuschreiben, den sie auf ihn ausgeübt hat.

Um diesen Einfluß zu verstehen, müssen wir einen Blick zurückwerfen auf die läuternden Prüfungstage der Pioniere, als ihre Großmutter lebte.

Mary Gobel, ihre Großmutter väterlicherseits, war dreizehn Jahre alt, als sie mit ihrer Familie von England nach Utah kam. Ihr Vater fuhr mit einem Planwagen, der eine Gruppe von Handkarrenpionieren begleitete.

Marys Mutter, ihre Schwester und ihr Bruder kamen auf dieser schrecklichen Reise ums Leben. Sie selbst erlitt Erfrierungen an den Füßen, und später wurden ihr die Zehen amputiert. Die kleine Mary fuhr in demselben Planwagen ins Salzseetal ein, in dem auch der Leichnam ihrer Mutter lag.

Martha Elizabeth Evans, Schwester Hinckleys Großmutter mütterlicherseits, heiratete George Paxman, den glaubenstreuen Sohn eines Pfahlpräsidenten. Er war gelernter Tischler, und die beiden zogen nach Manti in Utah, wo er beim Tempelbau mitarbeitete. Sie wohnten in einem Haus mit Grasdach und führten eine glückliche Ehe, gesiegelt durch die heiligen Bündnisse des Evangeliums.

Zwei Monate vor der Geburt ihres zweiten Kindes (der Mutter von Schwester Hinckley), verunglückte George Paxman. Er baute gerade das massive Osttor des Tempels ein. Eins der Tore verrutschte ein wenig, und er stemmte sich mit aller Kraft dagegen.

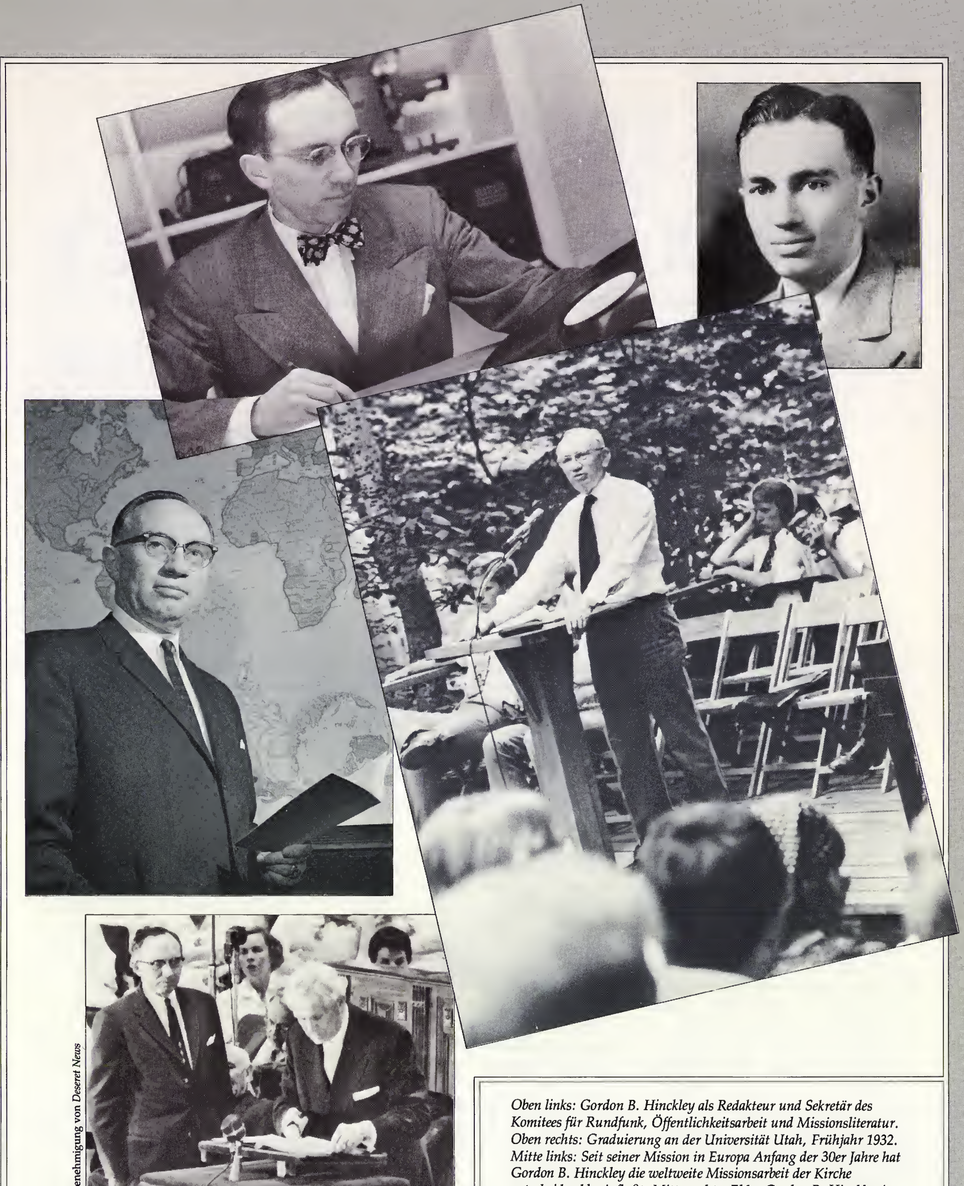
Eine Woche danach starb er an inneren Verletzungen, die er dabei erlitten hatte. Martha sorgte für ihre Familie, indem sie gegen Entgelt nähte. Zweiundsechzig Jahre lang war sie Witwe, eine stets liebenswürdige Frau, die nie den Glauben verlor. Ihre Enkelin sollte die Frau eines Apostels, des Ratgebers eines Präsidenten der Kirche werden.

Präsident Hinckleys Großvater Ira Nathanial Hinckley verlor seine Eltern und wurde von Michigan nach Springfield in Illinois geschickt, um bei seinen Großeltern zu leben. Als junger Mann ging er zu Fuß nach Nauvoo, wo er den Propheten Joseph Smith kennenlernte.

Er zog mit den Pionieren nach Westen. Während des amerikanischen Bürgerkriegs (1861–1865) diente er freiwillig in der Armee der Union und bewachte die transkontinentale Telegraphenlinie. Später wurde er von Brigham Young nach Cove Creek in Utah gesandt, wo er das Fort baute, das heute noch dort steht.

Auf dem Zug nach Westen blieb Ira Hinckley unterwegs eine Weile zurück, um in der Prärie Felder zu pflügen und Getreide zu säen, das er nicht ernten würde. Die Ernte war für die Nachkommenden. Die Vorfahren von Bruder und Schwester Hinckley säten eine Saat des Glaubens für Menschen, die nach ihnen kommen würden.

Dieser Geist gehört zu Bruder Hinckleys Erbe. Er ist der Meinung, daß dieses Erbe nicht ihm gehört, sondern daß er Treuhänder ist und es für kommende Generationen schützen und



Mit freundlicher Genehmigung von *Deseret News*

Oben links: Gordon B. Hinckley als Redakteur und Sekretär des Komitees für Rundfunk, Öffentlichkeitsarbeit und Missionsliteratur. Oben rechts: Graduierung an der Universität Utah, Frühjahr 1932. Mitte links: Seit seiner Mission in Europa Anfang der 30er Jahre hat Gordon B. Hinckley die weltweite Missionsarbeit der Kirche entscheidend beeinflußt. Mitte rechts: Elder Gordon B. Hinckley ist bekannt für sein festes Zeugnis von der Wiederherstellung. Hier spricht er zu Arbeitern und Missionaren bei den Festspielen am Hügel Cumora. Unten links: Präsident David O. McKay stellt am 6. April 1958 den jüngstberufenen Assistenten der Zwölf auf der Generalkonferenz vor.

vermehren muß. Das ist die Lebensart würdiger Heiliger: sie verdienen Segnungen für ihre Kinder und ihre Kindeskinder. Dieser Nachlaß an Glauben, wie er es nennt, setzt sich zusammen aus dem Einfluß guter Menschen, und er ist sowohl in Präsident Hinckley als auch in seiner Frau erkennbar.

Bruder Hinckleys Vater, Bryant S. Hinckley, war gerade einen Monat alt, als das Fort gebaut wurde. Später übersiedelte die Familie nach Fillmore, Utah, wo Ira N. Hinckley berufen wurde, über den dortigen Pfahl zu präsidieren. Bryant S. Hinckley trat in die Fußstapfen seines Vaters und präsidierte über den Pfahl Liberty in Salt Lake City – mit etwa 15000 Mitgliedern damals der größte Pfahl der Kirche. Gordon B. Hinckley präsidierte schließlich in dritter Generation über einen Zionspfahl.

Bryant S. Hinckley bekam drei Gaben mit: einen wachen Verstand, einen festen Glauben und – damals eine Seltenheit – eine gute Bildung.

Er heiratete, und das Ehepaar hatte Kinder. Dann starb seine Frau, und er mußte die Kinder allein erziehen. Bruder Hinckley war damals Präsident des LDS Business College, einer kircheneigenen Wirtschaftsakademie, und Ada Bitner kam an die Akademie, um Englisch und Stenographie zu unterrichten. Sie hatte in den Oststaaten eine neue Stenographiemethode gelernt und brachte sie als erste in den Westen. LeGrand Richards, der spätere Apostel, war einer ihrer Studenten. An derselben Akademie unterrichtete auch der junge Reuben J. Clark jun., der eines Tages Ratgeber mehrerer Präsidenten der Kirche sein würde.

Bryant Hinckley und Ada Bitner heirateten, und die Familie erhielt weiteren Zuwachs. Man kann nicht von einer „zweiten Familie" sprechen, denn, wie Präsident Hinckley sagt: „Wir waren alle gleich, alle gehörten zur selben Familie."

Als Gordon zum Diakon ordiniert wurde und zur Pfahl-Priestertumsversammlung mitgehen durfte, nahm sein Vater den etwas unwilligen Jungen zu seiner ersten Versammlung mit. Als Pfahlpräsident setzte er sich auf das Podium, während Gordon in der letzten Reihe blieb.

Die versammelten Männer sangen als Anfangslied „Preiset den Mann . . ."

Preiset den Mann, der verkehrt
mit Jehova,
der ein Prophet war,
von Christus ernannt . . .

Und dabei geschah etwas: „Plötzlich überwältigte mich ein Gefühl der Überzeugung!" erzählte Präsident Hinckley später. Er verspürte im Herzen eine Bestätigung; der junge Diakon verspürte ein Zeugnis, daß Joseph Smith ein Prophet Gottes war. Er wußte es! Er wußte es so sicher, wie er wußte, daß er lebte! Von diesem Augenblick an war er mit jenem „Nachlaß an Glauben" ausgerüstet.

Später, als der Glaube des begabten Universitätsstudenten von Zweifeln geprüft wurde (und das ist immer Teil der Ausbildung junger Mitglieder der Kirche), war ihm die Erinnerung an diesen Augenblick eine Stütze. Selbst heute, mehr als sechzig Jahre später, kann er von diesem Erlebnis nicht erzählen, ohne mit dem Finger unter die Brille zu fahren, damit ihm keine Träne herabrollt.

Darin liegt eine Lehre für die Jugend der Kirche: Wenn Bruder Hinckleys Glaube vom Universitätsstudium ein wenig erschüttert war, so festigte er ihn für immer, als er eine Missionsberufung nach England annahm. Eigentlich wollte er an die Columbia-Universität in New York gehen, denn er war sprachlich sehr begabt, aber das mußte warten.

Während der Weltwirtschaftskrise war England wegen der damaligen Wechselkurse die teuerste Mission der Welt. Er trat seine Mission in Preston an, wo die Apostel der Frühzeit mit der Evangeliumsverkündigung begonnen hatten. Bruder Hinckley fungierte als Assistent von Elder Joseph F. Merrill, Mitglied des Rates der Zwölf und Präsident der Europäischen Mission. G. Homer Durham, der später Präsident des Ersten Kollegiums der Siebzig wurde, war einer von Bruder Hinckleys Mitarbeitern. Er kam von seiner Mission mit dem Auftrag seines Missionspräsidenten nach Hause, der Ersten Präsidentschaft einen Bericht über die Lage der Mission zu liefern. Es war vorgesehen, daß er nur wenige Minuten mit Präsident Heber J. Grant und seinen Ratgebern verbringen würde, aber das Treffen dauerte viel länger. In den darauffolgenden Monaten sollte es sich zeigen, daß dieses Gespräch zugleich eine Art Anstellungsinterview war.

Ein neues Komitee der Zwölf wurde organisiert, um der Missionsarbeit die neuesten Kommunikationsmittel zur Verfügung zu stellen. Gordon B. Hinckley sollte als Redakteur und Sekretär des Komitees für Rundfunk, Öffentlichkeitsarbeit und Missionsliteratur eingesetzt werden.

Es war die Geburtsstunde des Amtes für Öffentlichkeitsarbeit.

Seine Studienpläne wurden nicht verwirklicht, und seine Teilzeitarbeit als Seminarlehrer, die er nach der Mission begonnen hatte, mußte er aufgeben. Dem Komitee gehörten sechs Mitglieder der Zwölf an; Elder Stephen L. Richards war Vorsitzender.

Es gab zwar ein leeres Büro, das zur Verfügung stand, aber keine Möbel. Findig, wie er war, wandte er sich an einen ehemaligen Missionsmitarbeiter, dessen Vater einen Büromöbelhandel betrieb, und bekam einen wackeligen Tisch – Ausschußware. Ein Tischbein war zu kurz, aber das ließ sich mit einem untergelegten Stück Holz beheben. Die Tischplatte war verzogen und gesprungen, aber darüber konnte man hinwegsehen. Er holte seine Schreibmaschine von daheim und begann eine Laufbahn, die zur Ordinierung als Apostel und als Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft führen sollte.

In seiner Jugend erteilte ihm das Leben so manche harte Lehre. Im Jahr 1918, als Gordon acht Jahre alt war, kam ein Telegramm mit der tragischen Nachricht, daß sein großer Bruder Stanford, der damals mit den Alliierten in Frankreich diente, gefallen war.

Das traf den kleinen Gordon schwer; noch als Erwachsener war er davon be-



Mit freundlicher Genehmigung von Deseret News

Oben links: Elder Gordon B. Hinckley in seinem Büro. Oben rechts: Mit seiner Frau Marjorie Pay Hinckley, April 1970. Mitte: Präsident Joseph Fielding Smith liest Elder Hinckleys Buch über Kirchengeschichte, ein Standard-Nachschlagewerk für Missionare. Unten links: Elder Hinckley hat jahrelang den Aufbau der Kirche im Fernen Osten beaufsichtigt. Hier bei einer Begrüßung in der Volksrepublik China.

troffen. Jahre danach, während des Korea- und des Vietnamkrieges, hatte er viel mit dem Militär und mit Missionsarbeit zu tun. Missionsarbeit war seine erste Liebe.

Er fand ein Arrangement mit den Militärbehörden, das Militär- und Missionsdienst in der unter den damaligen Umständen bestmöglichen Weise verband. Alles geschah im Namen des Gesetzes.

Er besuchte Angehörige des Militärs in Militärstützpunkten auf der ganzen Welt. Er lehrte sie, daß ein Soldat, der nach dem Evangelium lebt, ein Missionar ist. In einem ungeheizten Zimmer in Korea und an der Front in Vietnam war er zutiefst bewegt und sein Glaube wurde gestärkt, als er diese Missionare in Uniform Zeugnis geben hörte.

Als er noch ein Junge war, gab ihm sein Patriarch Thomas E. Callister einen Segen. Patriarchen sind Propheten.

„Du wirst zum Mann aufwachsen und ein mächtiger und tapferer Führer in Israel werden. . . .

Du wirst dich des heiligen Priestertums erfreuen und in Israel geistlich dienen, wie nur ein von Gott Berufener es kann. Du wirst immer ein Friedensbote sein; die Nationen der Erde werden deine Stimme hören und durch das Zeugnis, das du geben wirst, die Wahrheit erkennen."

Als er von seiner Mission in England heimkam, dachte er, die Verheißung in seinem Patriarchalischen Segen sei nun erfüllt, denn er hatte in vier Weltstädten Zeugnis von der Wahrheit gegeben: in London, Berlin, Paris und Washington D. C.

Aber die Verheißung sollte noch weiter in Erfüllung gehen. 1958 wurde er als Assistent der Zwölf berufen, 1961 als Apostel. 1961 wurde ihm auch die Aufsicht über die Kirche in Asien übertragen. 1962 bereiste er mit Präsident Henry D. Moyle alle Missionen in den USA, in Großbritannien und auf dem europäischen Festland. Präsident Moyle und Präsident J. Reuben Clark jun. haben ihn sehr beeinflußt.

Es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß es heute leichter ist, die Orte aufzuzählen, wo er noch nicht gepredigt hat, als die, wohin sein geistlicher Dienst ihn schon geführt hat. Er hat in allen Ländern der westlichen Erdhälfte Zeugnis gegeben, außer auf den Kleinen Guyanas in Südamerika; in allen europäischen Ländern einschließlich Ungarn und Jugoslawien; ebenso in Rußland; im Orient – unter anderem auf den Philippinen, in Indien, Indonesien und Malaysia; im nahen Osten, in Afrika und auf den Inseln des Pazifik. Patriarchen haben einen prophetischen Blick, und Bruder Hinckley, der seiner Berufung treu ist, erlebt die Erfüllung seines Segens.

Vielleicht ist es notwendig, daß ein Mensch, der voll Demut und doch in hervorragender Weise im Reich Gottes dienen soll, als Segen irgendeine Eigenschaft mitbekommt, die ihm das Gefühl der Unzulänglichkeit gibt.

Eine solche „Gabe" zeigt sich meistens nicht auf den ersten Blick, sondern ist vielmehr tief im Innersten verborgen. Aber man merkt es da und dort an vielen Kleinigkeiten, wenn ein Mensch gelernt hat, was Mose gelernt hatte, als er anschließend an eine bedeutende Vision sagte: „Nun weiß ich also, daß der Mensch nichts ist, und das hätte ich nie gedacht." (Mose 1:10.)

Dieses Gefühl existiert auch irgendwo im Wesen Gordon B. Hinckleys. Vielleicht hat es damit zu tun, daß er zugibt, als Junge sehr scheu gewesen zu sein. Ohne diese „Gabe" hätte ihn manche hohe gesellschaftliche Stellung vielleicht stumpf gemacht für die Empfindungen und Bedürfnisse einfacher Menschen, für die Witwe, die nur zwei kleine Münzen zu opfern hat, und für die Armen. Er aber weiß, was diese Menschen brauchen, und er denkt ständig an sie. „Ich habe ein Herz für die Mitglieder der Kirche", sagt er, „denn ich bin eines von ihnen."

Mehrere Jahre lang hat Bruder Hinckley im „Tränenkomitee" gedient – so heißt inoffiziell das Komitee, das sich mit schweren Übertretungen zu befassen hat. Er hat viel Liebe und Mitgefühl für Menschen, die unter Schuldgefühlen leiden, und besonders für die Unschuldigen, die zu Schaden kommen.

Sein Herz für die Mitglieder der Kirche zeigt sich, wenn er über Dinge wie Autoritätsmißbrauch, dominierende Führungskräfte, bildungsmäßig privilegierte Klassen, über unvernünftiges Verhalten in der Familie oder über weltliches Gehabe grollt („grollen" ist wirklich der zutreffende Ausdruck).

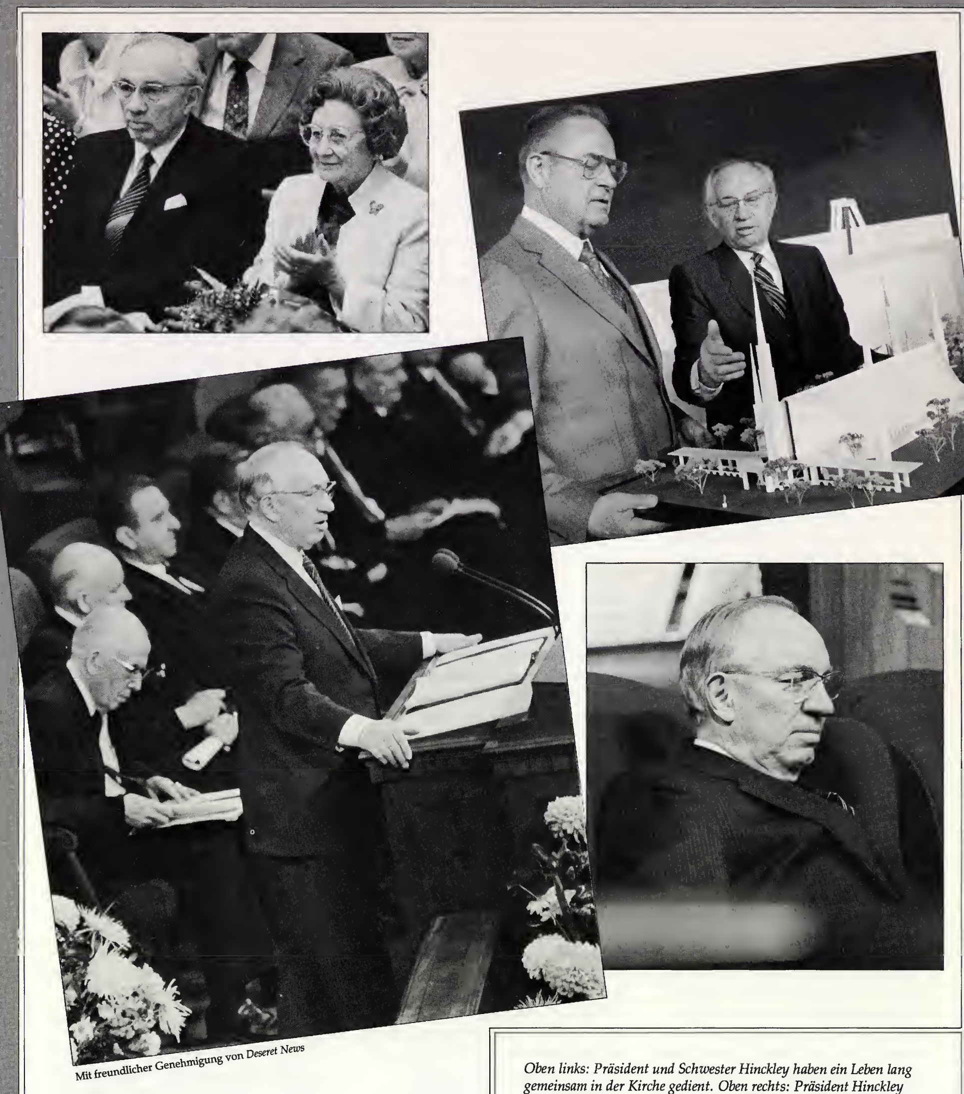
Manche Leute sehen, welchen Respekt man den Führern der Kirche zollt, und meinen, deren Leben bestünde nur aus Ehre und Freude. Präsident Stephen L. Richards, ein Lehrer und Mitarbeiter Bruder Hinckleys, der ihn sehr beeinflußt hat, sprach einmal auf einer Generalkonferenz in der Priestertumsversammlung darüber, daß die Führer der Kirche oft mit schwierigen Problemen im Leben mancher Mitglieder zu tun haben. „Brüder", sagte er, „es reicht fast aus, um uns die Freude an unserer Berufung zu nehmen." Wer Präsident Hinckley kennt, weiß, wie sehr ihn derlei bedrückt. In solchen Momenten rettet ihn manchmal sein faszinierender Humor.

Interessanterweise verfügt er zugleich über ein Selbstwertgefühl, das es ihm ermöglicht, den Großen der Welt auf gleicher Stufe zu begegnen. Wir waren dabei, als er Staatspräsidenten, Botschafter, Generäle, Admiräle und andere hochgestellte Persönlichkeiten empfing.

Normalerweise vergehen nach dem Vorstellen nur wenige Minuten, bis Bruder Hinckley eine humorvolle Bemerkung macht, die rundum ein Lächeln hervorruft, und dann ist das Eis gebrochen. Er verliert dabei nie seine Würde, und gerade im rechten Augenblick zitiert er dann etwa dem Präsidenten der USA eine Stelle aus dem Buch Mormon.

Kein Mensch dieser Generation ist so viele Kilometer und an so viele Orte gereist, um einem einzigen Zweck zu dienen – um das Evangelium zu predigen, um den Heiligen geistlich zu dienen und um die Erlösung der Toten voranzutreiben.

Es scheint, daß Elder Hinckley immer da ist, wenn leidende Heilige Trost



Mit freundlicher Genehmigung von *Deseret News*

Oben links: Präsident und Schwester Hinckley haben ein Leben lang gemeinsam in der Kirche gedient. Oben rechts: Präsident Hinckley war bei der Weihung und Neuweihung von 31 Tempeln dabei. Hier bespricht er mit Elder W. Grant Bangerter ein Modell für einen neuen Tempel. Unten links: Schon seit 1981 ein gewohnter Anblick: Präsident Hinckley leitet eine Generalkonferenzversammlung (1981). Unten links: Ein nachdenklicher Moment auf seinem Platz im Tabernakel.

brauchen. Er war in Tonga, als ein mit Heiligen besetztes Schiff auf tragische Weise sank, eilte hin zu der Insel, wo das Unglück geschah, und tröstete die Menschen. Er war in Südamerika, als ein Erdbeben Peru verwüstete – man vernahm seine tröstende, mitfühlende Stimme, und er sorgte für Hilfe. Er war in Korea, als ein Kugelhagel um das Hotel schwirrte, in dem er sich aufhielt.

Präsident Hinckley wurde von Präsident David O. McKay berufen, Möglichkeiten zu finden, wie man die Erlösung der Toten beschleunigen könne. Das Ergebnis waren die Filme, die uns heute durch das Endowment führen. Und angefangen mit dem Tempel in der Schweiz, wo dieses System zuerst eingeführt wurde, war er bei der Weihung oder Neuweihung von 31 Tempeln dabei. In den letzten Jahren, als Präsident Kimball und Präsident Romney nicht mehr reisen konnten, war Bruder Hinckley mit der heiligen Aufgabe betraut, über die Weihung von 18 Tempeln zu präsidieren und jeweils das Weihungsgebet zu sprechen.

Er spricht aus tiefstem Herzen, wenn man ihn nach der Bedeutung der heiligen Tempelbündnisse für seine eigene Familie fragt. Er und Schwester Hinckley haben fünf Kinder: Kathleen H. Barnes, Richard Gordon, Virginia H. Pierce, Clark Bryant und Jane H. Dudley. Seine Kinder und Schwiegerkinder betrachten und fühlen sich durch seine hohe Berufung nicht in ihrer Identität beeinträchtigt. Sie betrachten sie als einen heiligen geistlichen Dienst, in dem auch sie eine wichtige unterstützende Rolle spielen, und sie haben dies immer als Segen erachtet. „Die ganze Anerkennung dafür", sagt er nachdrücklich, „gebührt der Mutter meiner Kinder."

Wenn man den Lebenslauf von Gordon B. Hinckley betrachtet, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er für die Aufgabe, die er jetzt erfüllt, gezielt vorbereitet worden ist.

Ein halbes Jahrhundert hindurch hat er in irgendeiner Aufgabe mit sieben Präsidenten der Kirche zusammengearbeitet, hat sie alle gekannt und geliebt: Heber J. Grant, George Albert Smith, David O. McKay, Joseph Fielding Smith, Harold B. Lee, Spencer W. Kimball und nun mit Ezra Taft Benson.

Im kirchlichen Dienst ist er Lehrer gewesen, hatte Führungspositionen in Pfahl und Gemeinde inne, gehörte dem Sonntagsschulausschuß an und war Berater der Hilfsorganisationen.

Mehrmals führte er den Vorsitz oder stellvertretenden Vorsitz in wichtigen Komitees der Generalautoritäten, darunter das Allgemeine Priestertumskomitee, das Missionarskomitee, das Tempelkomitee, das Korrelationskomitee, das Personalkomitee, das Komitee für Budgetierung und Zuwendungen, der Bildungsausschuß und der Vorstand der BYU-Universität (sowie das Führungskomitee beider Gremien), das Komitee für Öffentlichkeitsarbeit, das Komitee für besondere Angelegenheiten und das Komitee für Informations- und Kommunikationssysteme.

Dabei fällt auf, daß er in diesen Berufungen mit allen zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten der Kirche zu tun hatte.

Als Student hatte Gordon B. Hinckley auch Lehrveranstaltungen über Wirtschaftswissenschaft absolviert und dabei Grundlegendes gelernt, worauf er im späteren Leben bauen konnte. Führende Persönlichkeiten in der Wirtschaft haben seinen geschäftlichen Scharfsinn schätzengelernt, und er wurde in den Vorstand diverser Gesellschaften berufen. Vielen führenden Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens hat er bei wichtigen finanziellen und organisatorischen Entscheidungen wertvolle Ratschläge erteilt.

Vielleicht fragt sich der eine oder andere, ob sich dies mit dem geistlichen Dienst überhaupt verträgt. Die Kirche hat keine Berufsgeistlichkeit. Die Führer der Kirche werden aus allen Lebensbereichen berufen. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Verwaltung der geheiligten Mittel der Kirche, der Zehnten- und Spendengelder.

Und man versteht auch den Sinn der Worte des Herrn in bezug auf seine Apostel, nämlich daß sie nicht aus der Welt genommen werden sollen, sondern daß sie *in* der Welt bleiben, wenn auch nicht *von* der Welt sein sollen.

Die notwendigen geschäftlichen Angelegenheiten der Kirche erstrecken sich über die gesamte Welt. Es geht um die Verwaltung von Gelder, die gebraucht werden, um Gemeindehäuser und Tempel zu errichten, um die Missionen zu finanzieren und hunderterlei anderes zu ermöglichen, was unmittelbar mit der Mission der Kirche zu tun hat. Zwar können professionelle Finanzfachleute angestellt werden, um diese Arbeit zu erledigen – aber das Komitee für die Verwaltung der Zehntengelder, bestehend aus der Ersten Präsidentschaft, dem Kollegium der Zwölf und der Präsidierenden Bischofschaft, trägt dafür die volle Verantwortung. Die wertvollen Erfahrungen, die Bruder Hinckley sammeln konnte, haben ihn auf seinen jetzigen Dienst als Treuhänder kirchlicher Mittel vorbereitet.

Durch seine Geschäftskontakte und seine Beziehungen zum öffentlichen Leben ist er auch immer im Bilde darüber, was in der Welt vor sich geht. Er verfügt über genaue Kenntnis von politischen und öffentlichen Angelegenheiten, und auch das ist für die Kirche von großem Wert. Mehr als einmal hat man ihn gebeten, einen Weg durch schwere Zeiten zu finden, wenn es um ethische Fragen ging und die Interessen der Kirche auf dem Spiel standen.

Es sind aber nicht die Werte und Maßstäbe der Welt, von denen sich Präsident Hinckley leiten läßt. Er hat ständig einen dicht markierten und abgegriffenen Band heiliger Schrift in Griffnähe.

Und wenn man früh am Morgen leise an die Tür seines Büros klopft, weil man ihn um einen Rat fragen will, kann es sein, daß man ein wenig warten muß – gerade so lange, wie er braucht, um sich von den Knien zu erheben und zur Tür zu kommen. Wenn man das weiß, dann weiß man auch, warum der Herr ihn, Gordon Bitner Hinckley, als Apostel, als Ratgeber von Propheten und Präsidenten berufen hat. □



Mit freundlicher Genehmigung von Busath Photography

PRÄSIDENT THOMAS S. MONSON

IMMER BEREIT FÜR DIE ANGELEGENHEIT DES HERRN

Jeffrey R. Holland
Präsident der Brigham-Young-Universität

Der dreiundzwanzigjährige Tom Monson, erst seit kurzem Bischof der Gemeinde 6/7 im Pfahl Valley-View in Salt Lake City, wurde während der Pfahl-Priestertumsführerschaftsversammlung ungewöhnlich unruhig. Er hatte das deutliche Gefühl, er solle sofort von der Versammlung weggehen und hinauffahren zum Veteran's Hospital oben auf den Hängen über der Stadt. Bevor er an diesem Abend von zu Hause fortgegangen war, hatte jemand angerufen und ihm mitgeteilt, ein älteres Mitglied seiner Gemeinde sei in die Klinik eingeliefert worden. Ob der Bischof vielleicht sich einen Moment Zeit nehmen und einen Krankensegen spenden könne, wollte der Anrufer wissen. Der vielbeschäftigte junge Bischof erläuterte, er müsse zu einer Pfahlversammlung, würde aber anschließend gern hinkommen.

Jetzt wurde die Eingebung immer deutlicher: „Verlaß die Versammlung und fahre sofort zur Klinik!" Aber der Pfahlpräsident selbst stand gerade am Pult – man würde es wohl als höchst unhöflich empfinden, wenn einer mitten in der Ansprache des präsidierenden Beamten aufstand, sich seinen Weg durch eine lange Reihe von Brüdern suchte und dann gar das Gebäude verließ. Unter großer Anspannung wartete er die Schlußworte des Pfahlpräsidenten ab und eilte dann zur Tür, bevor noch das Schlußgebet gesprochen wurde.

In der Klinik rannte er den Korridor im vierten Geschoß entlang. Als er zu dem Krankenzimmer kam, das man ihm genannt hatte, waren dort Leute beschäftigt. Eine Krankenschwester hielt ihn auf und fragte: „Sind Sie Bischof Monson?"

„Ja", war seine angstvolle Antwort.

„Es tut mir leid", sagte sie. „Die Patientin hat Ihren Namen gerufen, bevor sie gestorben ist."

Thomas S. Monson kämpfte die Tränen zurück und ging hinaus in die Nacht. Er schwor sich an Ort und Stelle, nie wieder zu zögern, wenn eine Eingebung vom Herrn käme. Er würde auf alle Eingebungen des Geistes hören, sobald sie ihm gegeben würden, und er würde ihnen folgen, wohin auch immer sie ihn leiteten, immer bereit für „die Angelegenheit des Herrn".

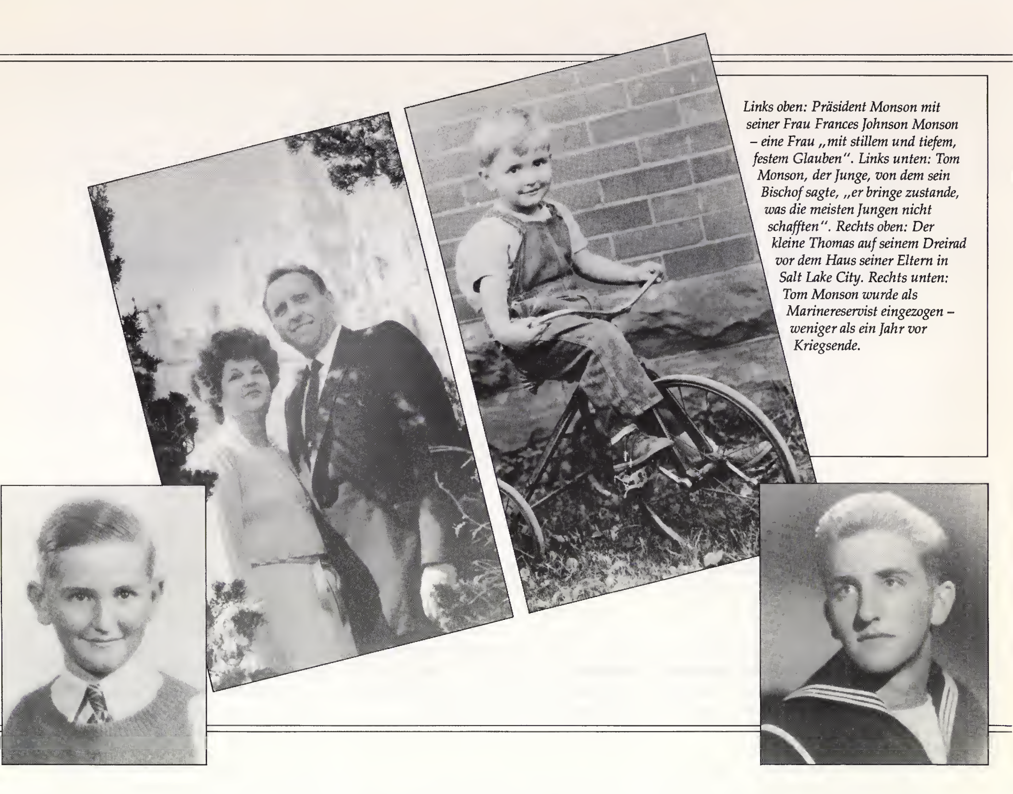
Man kann Präsident Thomas S. Monson, den neuberufenen Zweiten Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft der Kirche, nicht verstehen, ohne die Häufigkeit solcher Eingebungen in seinem Leben zu verstehen und ohne zu wissen, wie treu er das seinerzeitige Versprechen, darauf zu hören, gehalten hat. Sein Leben erscheint wie ein heiliges Manuskript, worin der Heilige Geist eine Botschaft nach der anderen geschrieben hat und immer noch schreibt. In diesem Sinne und in manch anderer Hinsicht war und ist er wie Nephi in alter Zeit: So wie Nephi „sehr jung" – mit 22 Bischof, mit 27 Ratgeber in einer Pfahlpräsidentschaft, mit 31 Missionspräsident und mit 36 Apostel (der jüngste, der in den letzten 53 Jahren als Apostel berufen wurde) und mit 58 Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft (der jüngste in unserem Jahrhundert). Außerdem ist er „groß von Gestalt", ein robuster, immer fröhlicher und vitaler Mann, der von Jugend an in der Druckerei seines Vaters mitgearbeitet hat.

Am ähnlichsten ist er dem jungen Nephi aber, was Demut und Glauben betrifft. In allem, was er geleistet hat, ist er seinem Entschluß treu geblieben, das zu tun, was der Herr geboten hat (siehe 1 Nephi 3:7), ungeachtet der Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten. Alles hat er so getan, wie auch Nephi vom Geist geführt würde, ohne im voraus zu wissen, was er tun sollte (siehe 1 Nephi 4:6).

Es kann nicht überraschen, daß Männer wie er in den Dienst des Herrn gestellt werden, „mein Zion hervorzubringen; denn sie werden die Gabe und Macht des Heiligen Geistes haben" (1 Nephi 13:37). Angesichts dieser Verheißung war wohl kein Pfahlpatriarch so sehr mit prophetischer Voraussicht gesegnet wie Bruder Frank B. Woodbury im März 1944, als er dem sechzehnjährigen Tom Monson die Hände auflegte und sagte:

„Der Heilige Geist ist dir übertragen worden, um dich zu inspirieren und zu führen, um dich bei deiner Arbeit zu leiten und um deinem Verstand Geschehenes einzugeben und dir Künftiges zu zeigen. . . .

Du wirst in der Tat ein Führer deiner Mit-



Links oben: Präsident Monson mit seiner Frau Frances Johnson Monson – eine Frau „mit stillem und tiefem, festem Glauben". Links unten: Tom Monson, der Junge, von dem sein Bischof sagte, „er bringe zustande, was die meisten Jungen nicht schafften". Rechts oben: Der kleine Thomas auf seinem Dreirad vor dem Haus seiner Eltern in Salt Lake City. Rechts unten: Tom Monson wurde als Marinereservist eingezogen – weniger als ein Jahr vor Kriegsende.

menschen sein. . . . Du wirst den Vorzug genießen, in die Welt hinauszugehen und die Evangeliumsbotschaft zu verkündigen. . . . Und du wirst den Geist der Unterscheidung haben. . . .

Suche den Herrn in Demut, damit er dich führt, so daß du in den hohen und heiligen Ämtern, zu denen du berufen wirst, immer weißt, welcher Weg der rechte ist. . . ."

Wir können nur versuchen, uns vorzustellen, was der Patriarch nach diesem außergewöhnlichen Segen empfunden haben mag, den er einem so gar nicht außergewöhnlich erscheinenden jungen Mann spendete. Vielleicht wußte Bruder Woodbury schon damals, was für „hohe und heilige" Berufungen das sein würden.

Thomas Spencer Monson wurde an einem Sonntagmorgen, am 21. August 1927, in Salt Lake City geboren. Seine Eltern, G. Spencer und Gladys Condie Monson, waren schwedischer, englischer und schottischer Herkunft – einfache, arbeitende, liebevolle Eltern, die bereits mit einer Tochter namens Marjorie gesegnet waren und später noch mit den Kindern Robert, Marilyn, Scott und Barbara gesegnet werden sollten.

Die Familie, auch die weitere Verwandtschaft, spielte im Leben des jungen Tom Monson eine besonders wichtige Rolle. Sein Großvater Condie hatte Grundstücke nahe beim Stadtzentrum gekauft, sich dort ein Haus gebaut und auch Häuser für jede seiner vier Töchter und deren Ehemänner errichtet. Es waren frohe Tage mit häufigen Familienzusammenkünften – nicht nur mit den Condietanten, die in der Nachbarschaft wohnten, sondern auch mit den anderen Verwandten seitens beider Eltern, die in den umliegenden Ortschaften lebten.

Obwohl Toms Familie manchen sogenannten Luxus entbehren mußte (er erinnert sich noch, wie bitter kalt es im Winter in seinem Zimmer war), war ihm schon als Junge bewußt, daß es vielen Menschen weniger gut ging als ihm.

Seine Kindheitserlebnisse waren offenbar Teil eines von Gott gelenkten Schulungsprozesses, der Thomas Monson für den Rest seines Lebens für die Lage der Armen feinfühlig gemacht hat. Als er später Bischof derselben Gemeinde wurde, in der er geboren worden war, zählte die Gemeinde 1060 Mitglieder, darunter 85 Witwen, und hatte kirchenweit die größte Wohlfahrtslast zu tragen.

Manche werden wissen, daß Bischof Monson zu Weihnachten immer eine ganze Woche Urlaub nahm, um alle fünfundachtzig Witwen in seiner Gemeinde zu besuchen, aber kaum einer weiß, daß er in den ersten Jahren jeder Witwe ein Huhn als Geschenk mitbrachte. Die Hühner hatte er selbst gezüchtet. Und obwohl es mehr als dreißig Jahre her ist, daß Präsident Monson als Bischof dieser Gemeinde entlassen wurde,

hat er doch allen diesen Witwen bis an ihr Lebensende jede Weihnacht ein Geschenk mitgebracht und sie besucht.

Außerdem sterben diese lieben alten Schwestern immer genau dann, wenn er wieder von einer seiner vielen Reisen zurückkommt, so daß er ihre Grabrede halten kann. Wahrscheinlich hat niemand von den derzeitigen Führern der Kirche so viele Grabreden gehalten wie er – einmal waren es drei an einem einzigen Tag –, und er findet immer persönliche Worte für die Verstorbenen, die kaum jemand kannte, die er aber im Lauf seines geistlichen Dienstes kennengelernt und geliebt hat.

„Tom ist ein Mann der kleinen Leute, ein Held der Benachteiligten", sagt sein alter Freund Wendell J. Ashton. „Wenn er beispielsweise mit Freunden zu einem Basketballspiel geht, dann sind das nicht etwa reiche oder berühmte Persönlichkeiten oder Geschäftsleute, sondern ganz gewöhnliche Menschen, die er von früher her kennt. Er ist wie eine Pinie – der Wipfel ist hoch und ragt zum Himmel, aber die Äste laden weit aus und hängen zum Boden herab, so daß sie jedem Schutz bieten, der Schutz braucht."

„Wahrscheinlich ist es wenigen bekannt, aber Bruder Monson hat sich selbst zum Hauskaplan mehrerer Pflegeheime in der Stadt ernannt", verrät Elder Boyd K. Packer, der fünfzehn Jahre lang neben Elder Monson im Kollegium der Zwölf gesessen hat. „Er besucht sie, wann immer sein voller Terminkalender es gestattet, und manchmal sogar, wenn er eigentlich keine Zeit hat."

Ein wohlmeinender Bekannter bemerkte einmal Elder Monson gegenüber, es sei zwecklos, diese alten Leute zu besuchen und mit ihnen lange zu reden, wo sie doch oft kein einziges Wort erwiderten. „Sie könnten sich Ihre Zeit genausogut sparen, Elder Monson. Sie wissen doch gar nicht, wer Sie sind."

„Ob sie mich kennen oder nicht, darauf kommt es nicht an", erwiderte Elder Monson entschlossen. „Ich rede nicht mit ihnen, weil sie mich kennen, sondern weil ich sie kenne."

W. James Mortimer, Herausgeber der Zeitung *Deseret News* und ein langjähriger Freund von Elder Monson, hat gesagt: „Ich arbeite seit 25 Jahren im Geschäftsleben, in der Kirche und in persönlichen Belangen mit Präsident Monson zusammen. Er ist absolut einzigartig. Seine Stärke sieht man ihm an, und doch ist sie mit Demut vermischt. Sein Verstand ist scharf, aber er ist zugleich weise. Von der Macht, die er innehat, macht er sehr überlegt Gebrauch. Die Liebe, die andere für ihn empfinden, hat er sich durch Dienen und Treue erworben."

Elder James E. Faust, mit dem Präsident Monson im Kollegium der Zwölf beisammen war, meinte, es gäbe niemand auf der Welt, der „so treu ist wie Tom Monson. Ist man einmal sein Freund, so bleibt man sein Freund für immer. Sein Kopf vergißt nichts, und sein Herz auch nicht – besonders, wenn es um den Menschen geht."

Präsident Monson hat diese Einstellung schon sehr früh im Leben entwickelt. „Er war einer von denen, die zustande bringen, was die meisten Jungen nicht schaffen", erzählt John R. Burt, zeitlebens ein Freund von Elder Monson, ein ehemaliger Bischof, der gemeinsam mit Bruder Monson als Ratgeber in der Präsidentschaft des Pfahles Temple-View gedient hat. „Schon als Junge hat er sich mit seinen Ratgebern im Kollegium getroffen und sie für vieles zu begeistern gewußt. Jungen müssen oft geschoben und gedrängt werden, nicht aber Tom. Wenn es etwas Sinnvolles zu tun gab, war er immer bereit.

Diese Fähigkeit hat er behalten. Ich habe noch nie gesehen, daß irgendein Projekt, bei dem er die Führung übernahm, nicht erfolgreich war. Er strahlt eine Geistigkeit aus, die zur Arbeit anspornt. Er ist von überragender geistiger Größe."

Wie in so vielen anderen Situationen war es auch eine unleugbare Eingebung des Heiligen Geistes, die den 17jährigen Tom veranlaßte, sich als Marinereservist zu melden (bis Kriegsende plus sechs Monate) und nicht in die reguläre Marine einzutreten (für vier Jahre mit Entlassungsgarantie), wie die 41 anderen jungen Männer, die am selben Tag wie er zum Militärdienst rekrutiert wurden. Es war eine Entscheidung, die er mit dringlichem Gebet getroffen hatte.

Schon wenige Monate nachdem er eingezogen worden war, war in Europa der Krieg beendet, und ein paar Monate danach auch im Pazifik. Nicht einmal ein Jahr nach Antritt des Militärdienstes kehrte er nach Hause zurück, um ehrenvoll an der Universität Utah zu graduieren, nur ein Quartal nach den Kollegen, die nicht eingezogen worden waren. Die Eingebung des Geistes hatte ihm drei Militärjahre nach Kriegsende erspart. Noch ahnte er nicht, daß er bereits mit der „Rüstung Gottes" (Epheser 6:11) für einen Kampf ganz anderer Art ausgestattet wurde, und auch für eine viel längere Dienstzeit. Er war in der „Angelegenheit des Herrn" unterwegs, und seine Zeit war kostbar.

Eines der schönsten Kapitel in einem Buch, das vom Herzen und von Geistigem handelt, beginnt mit der Bekanntschaft zwischen Präsident Monson und Frances Johnson. „Mama ist die andere Hälfte von Papas Erfolg, die Hälfte, die keiner kennt", sagt ihre Tochter Ann Monson Dibb. „Einmal hat er eine Konferenzrede mit dem Titel ‚Anonym' gehalten. Er redete über Leute, die treu dienen und viel geben, aber nie nach Anerkennung streben. Das trifft genau auf meine Mutter zu – vielleicht hatte er dabei sogar sie im Sinn. Was er geschafft hat, wäre ohne sie nie möglich gewesen."

Es war ganz offensichtlich eine Ehe, die von oben gestiftet wurde. Als der junge Tom zum erstenmal im Haus der Familie Johnson war, sagte Bruder Franz Johnson: „Monson – Monson! Das ist doch ein schwedischer Name, nicht wahr?"

„Jawohl!" versicherte ihm der junge Mann rasch.

Daraufhin ging Bruder Johnson zu seinem Schreibtisch und holte ein Foto von zwei Missionaren aus der Schublade. Auf einen der beiden deutend, sagte er: „Sind Sie mit *diesem* Monson verwandt!"

„Ja, das ist Elias Monson, mein Großonkel", bestätigte Thomas.

Bruder Johnsons Augen füllten sich mit Tränen, als er ausrief: „Das war einer der Missionare, die meiner Mutter, meinem Vater, ja, meiner ganzen Familie in Schweden das Evangelium gebracht haben." Auf dieser festen Grundlage gedieh die Liebe zwischen Tom und Frances, und die beiden heirateten am 7. Oktober 1948 im Tempel in Salt Lake City für Zeit und Ewigkeit.

„Tom war zuerst Gemeindesekretär, dann, nach der Hochzeit, Superintendent der JM-Organisation, und seitdem hat er eine Berufung nach der anderen gehabt", erinnert sich Schwester Monson. „Man hat mich gefragt, wie sich eine junge Braut auf so etwas einstellt, aber ich habe es nie als Opfer empfunden, meinen Mann die Arbeit des Herrn verrichten zu sehen. Für mich war es ein Segen, und für unsere Kinder auch. Er hat immer gewußt: Wenn es für die Kirche war, habe ich immer erwartet, daß er tat, was notwendig war."

„Wir sind jetzt siebenunddreißig Jahre verheiratet, und ich habe nicht ein einziges Mal erlebt, daß Frances sich wegen meiner Arbeit in der Kirche beklagt hätte", sagt Präsident Monson. „In diesen siebenunddreißig Jahren bin ich viele Tage und Nächte fort gewesen, und es war selten möglich, in der Kirche neben ihr zu sitzen. Es gibt keine andere Frau wie sie, absolut keine. Sie unterstützt mich in jeder Hinsicht, und sie ist eine Frau mit stillem und tiefem, festem Glauben."

Mit seiner Frau an der Seite und mit seinen Aufgaben in der Kirche wurde er weiter darauf vorbereitet, eines Tages Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft zu sein.

Präsident Monson hat immer großen Wert auf Bildung gelegt. Die Universität Utah hat ihm eine Auszeichnung für Absolventen verliehen, die Außergewöhnliches geleistet haben. Von der Brigham-Young-Universität, deren Vorstand er angehört, hat er ein Ehrendoktorat der Rechte erhalten. 1948 graduierte er mit hoher Auszeichnung nach einem Studium der Betriebswirtschaft an der Universität Utah. „Tom war ein ausgezeichneter Student", erinnert sich Dr. O. Preston Robinson, sein ehemaliger Institutsvorstand. „Alle Lehrveranstaltungen absolvierte er mit Auszeichnung. Mir war damals schon klar, daß man noch mehr von ihm hören würde. Er hat erst unter mir an der Universität gearbeitet, dann haben wir gemeinsam unterrichtet, und schließlich landeten wir beide bei *Deseret News*. Später durfte ich ihn als Vorgesetzten haben. Ich kann ihn als Menschen und echten Freund nicht genug loben. Ich liebe ihn wie einen Freund." Typisch für die Willenskraft dieses Mannes: Jahre *nachdem* er schon als Generalautorität berufen war, machte er noch ein Doktorat im Fach Betriebswirtschaftslehre an der Brigham-Young-Universität.

Seine frühe Karriere in der Werbe-, Verkaufs- und Managementabteilung von *Deseret News* wurde durch seinen Missionsdienst von 1959 bis 1962 als Präsident der Kanada-Mission unterbrochen. Diese Mission umfaßte ein riesiges geographisches Gebiet ohne Pfähle und mit nur wenigen zweckentsprechenden Gebäuden.

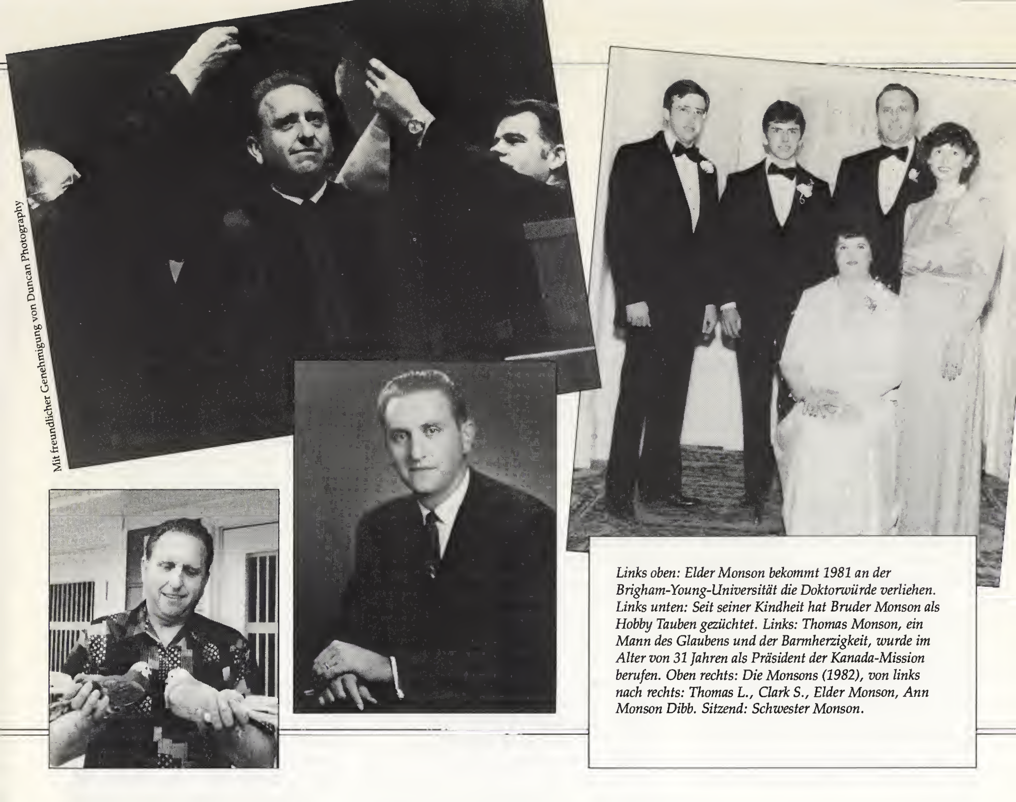
„Sein Einfluß auf diese Mission war unübersehbar", erinnert sich der ehemalige Missionar F. Wayne Chamberlain. „Er war jünger als einige unserer Vollzeitmissionare und war selbst nie auf Mission gewesen. Aber vom Augenblick seiner Ankunft in Toronto an hatte er die Zügel fest im Griff. Nachdem er die Mission ein einziges Mal kurz bereist hatte, kannte er alle Missionare und auch viele der Mitglieder namentlich. Er richtete alle auf, wohin auch immer er kam – er pumpte neue Energie in die ganze Mission." Unter einer solchen Führung gedieh das Werk der Kirche im Osten Kanadas.

Ein wenig mehr als anderthalb Jahre nach seiner Rückkehr nach Salt Lake City wurde Thomas S. Monson am 4. Oktober 1963 als Mitglied des Kollegiums der Zwölf Apostel berufen. Zuvor hatte er auf oberster Ebene in mehreren Komitees der Kirche mitgearbeitet.

Bruder Monson hatte zusätzlich zu seiner Arbeit als Apostel auch noch eine ganze Reihe von beruflichen und öffentlichen Pflichten, unter anderem war er Mitglied des US-Ausschusses der Pfadfinder Amerikas (von dem er mit dem begehrten Silberbüffel ausgezeichnet wurde) und arbeitete in Präsident Reagans Komitee für Privatinitiativen mit, einer Gruppe, die Privatbürger motiviert, ihr Gemeinwesen aus eigenem Antrieb zu verbessern.

„Tom kommt als Führer mit Außenstehenden ebenso gut zurecht wie mit Mitgliedern der Kirche", sagt Elder Neal A. Maxwell vom Kollegium der Zwölf. „Seine administrative Stärke und seine Führungseigenschaften sind auch nicht allein auf seine akademische Ausbildung und auf seine Berufserfahrung zurückzuführen, auch wenn er auf diesen Gebieten einiges vorzuweisen hat. Diese Fähigkeiten liegen viel tiefer, sie kommen aus seinem Innersten. Er muß sich nicht erst lang mit einer Sache beschäftigen, um ihre Tragweite zu erfassen oder sich ihren Sinn einzuprägen. Während andere noch überlegen, wo sie anfangen sollen, hat er die Einzelheiten, auf die es ankommt, längst erfaßt."

John W. Gallivan, ein Katholik in bedeutender Stellung in Salt Lake City und ehemaliger Herausgeber des *Salt Lake Tribune*, sagt: „Wenn Tom Monson einen einmal kennengelernt hat, so hat man ihn zum Freund. Dieser Mann, der so-



Links oben: Elder Monson bekommt 1981 an der Brigham-Young-Universität die Doktorwürde verliehen. Links unten: Seit seiner Kindheit hat Bruder Monson als Hobby Tauben gezüchtet. Links: Thomas Monson, ein Mann des Glaubens und der Barmherzigkeit, wurde im Alter von 31 Jahren als Präsident der Kanada-Mission berufen. Oben rechts: Die Monsons (1982), von links nach rechts: Thomas L., Clark S., Elder Monson, Ann Monson Dibb. Sitzend: Schwester Monson.

viel Wärme und Offenheit ausstrahlt, liebt seinen Nächsten nicht, weil es ein Gebot ist; Tom Monson ist ein Freund, weil er die Menschen liebt – das ist einfach seine Art. Die Kirche hat unser Gemeinwesen in Freundschaft vereint, als sie Tom Monson in die Erste Präsidentschaft erhob."

Seine Diplomatie im Umgang mit Gruppen außerhalb der Kirche zeigt sich deutlich durch seine Arbeit in Osteuropa. Nach seinen Anstrengungen, dort im August 1982 den ersten Pfahl zu gründen, ging ein persönlicher Traum in Erfüllung, als am 29. Juni 1985 der Freiberg-Tempel geweiht wurde.

„Ohne Bruder Monson gäbe es für unsere Heiligen in diesem Teil Europas wenig", sagt sein enger Freund Joseph B. Wirthlin, Gebietspräsident in Europa. „So aber haben wir Pfähle, Gemeinden, Versammlungsgebäude und – das allergrößte Wunder – einen Tempel. Elder Monson hat für die Heiligen hier alles gegeben – buchstäblich auch sein letztes Hemd. Tatsächlich! Ich habe gesehen, wie er seine Anzüge, seine Hemden und seine Schuhe hergeschenkt hat. Ich schätze, daß er notleidenden Heiligen in Osteuropa gut zwanzig Anzüge geschenkt hat. Er sagte immer, es seien alte Anzüge, die er ohnehin weggetan hätte, aber ausgesehen haben sie immer ganz neu."

In dreiundzwanzigjähriger Arbeit im Rat der Zwölf hat Elder Monson Aufgaben in allen Lebensbereichen der Heiligen erfüllt, und er hat dabei auch viel gelernt: Missionsarbeit, Wohlfahrt, Bildungswesen, Genealogie, Heimlehren, Führerschulung, Korrelation, Erstellung von Lehrmaterial, Programm für Priestertumskollegien und Hilfsorganisationen und so fort. „Er ist ein Organisationsgenie", sagt Elder Packer. „Wenn ich jemanden bestimmen müßte, eine wichtige Sache erfolgreich durch alle erforderlichen Kanäle zu leiten, vorbei an all den notwendigen Kontrollpunkten, so würde ich Tom Monson nennen."

„Sein Leben ist genauso systematisch wie sein Denken", erzählt seine Sekretärin Lynne F. Cannegieter. „Er schiebt nie etwas auf, und er vergißt nie etwas." Diese Fähigkeiten und seine reichhaltige Erfahrung wird er nun unbedingt brauchen, wenn er täglich mit Präsident Ezra Taft Benson und Präsident Gordon B. Hinckley in der Ersten Präsidentschaft der Kirche zu Rate sitzt.

An einem Wochenende im August 1974 wurde überraschend Elder Monsons Reiseplan geändert, und er wurde zum Pfahl Shreveport-Louisiana gesandt. Der Samstagnachmittag war mit vielen Versammlungen ausgefüllt. Der Pfahlpräsident fragte Elder Monson eher entschuldigend, ob er vielleicht Zeit hätte, der zehnjährigen Christal Methvin, die Krebs hatte, einen Segen zu geben. Bruder Monson erwiderte, das würde er gern tun. Würde das Mädchen zu einer der Konfe-

renzversammlungen kommen, oder war sie in der Klinik von Shreveport? Der Pfahlpräsident gestand zögernd ein, daß Christal ihr Zuhause nicht verlassen könne, und das sei etliche Meilen von Shreveport entfernt.

Elder Monson sah sich den Versammlungsplan an und stellte fest, daß es keine einzige Lücke gab. Als Alternative schlug er vor, daß man anläßlich der Konferenz für sie beten solle. Gewiß würde der Herr Verständnis haben und das Kind segnen, meinte er tröstend.

Was Elder Monson nicht wußte: Man hatte Christal vor der Konferenz ein Bein amputiert, aber dann feststellen müssen, daß sich der Krebs trotzdem bis in die Lunge des kleinen Mädchens ausbreitete. Die Eltern hatten eine Reise nach Salt Lake City geplant, um sie von einer der Generalautoritäten segnen zu lassen. Die Methvins kannten niemand von den Generalautoritäten persönlich, und so hatten sie Christal ein Bild gezeigt, auf dem alle Führer der Kirche zu sehen waren. Sie hatte auf Elder Monson gezeigt und gesagt: „Ich möchte, daß er mir einen Segen gibt."

Aber dann hatte sich ihr Zustand so rasch verschlechtert, daß die Reise nach Salt Lake City abgesagt werden mußte. Christal wurde zwar körperlich immer schwächer, aber ihr Glaube blieb stark. Sie sagte: „Es kommt doch eine Generalautorität zu unserer Pfahlkonferenz – kann das nicht Bruder Monson sein? Wenn ich nicht zu ihm fahren kann, so kann der Herr ihn vielleicht zu mir senden." Ungefähr um dieselbe Zeit wurde überraschend Elder Monsons Reiseplan geändert, und er wurde nach Shreveport geschickt.

Als einen letzten Versuch Christal zuliebe knieten sich die Eltern an ihr Bett; sie wollten noch um einen einzigen Segen bitten: daß Elder Monson persönlich käme.

Nachdem der Pfahlpräsident ihnen mitgeteilt hatte, daß Elder Monson es wegen des dichtgedrängten Zeitplans nicht schaffen würde, waren die Methvins verständlicherweise tief enttäuscht. Sie knieten sich wieder an Christals Bett und beteten noch einmal darum, daß Christals Wunsch, von Elder Monson einen Segen zu bekommen, doch irgendwie in Erfüllung gehen möge.

Im selben Moment, in dem die Methvins neben Christals Bett knieten, richtete Elder Monson seine Unterlagen für die Schlußansprache am Samstagabend zurecht. Als er aber aufstand, um zum Pult zu gehen, flüsterte ihm eine fast hörbare Stimme etwas Kurzes, aber sehr Vertrautes zu: „Laßt die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes."

Seine Notizen begannen zu verschwimmen, als sich seine Augen mit Tränen füllten. Er versuchte, sich auf das Versammlungsthema zu konzentrieren, aber der Name und das Bild Christal Methvins gingen ihm nicht aus dem Kopf. Und dann, getreu der Gabe, die er so offensichtlich hat, hörte er auf die Eingebung. Er teilte den Versammelten mit, daß das Programm am nächsten Tag geändert würde, auch wenn dadurch Verwirrung und Unannehmlichkeiten entstehen sollten. Dann wurde die Versammlung fortgesetzt.

Nach einer langen Autofahrt früh am Sonntagmorgen blickte Elder Monson auf das Kind herab, das zu krank war, um aufzustehen, ja, zu schwach, um noch zu sprechen. Christal war inzwischen erblindet. Zutiefst ergriffen von dem, was er sah und vom Geist des Herrn, der deutlich zu spüren war, fiel Bruder Monson auf die Knie und nahm die kleine Hand des Kindes in seine eigene. „Christal", flüsterte er, „ich bin da."

Mit großer Anstrengung antwortete sie flüsternd: „Bruder Monson, ich hab' gewußt, daß Sie kommen werden."

Dann wurde ein Segen gesprochen und der Körper und Geist eines kleinen Kindes der liebenden Fürsorge des himmlischen Vaters anempfohlen, der doch gewiß die ergreifende Szene mit ansah. Ihr kaum hörbares „Danke" war ein beredter Schlußpunkt des Segens und ihres glaubensvollen Lebens. Am darauffolgenden Donnerstag während ihrer im Gebetskreis der Ersten Präsidentschaft und des Rates der Zwölf gedacht wurde, wo Elder Monson ihren Namen eingebracht hatte, verließ Christal Methvins reiner Geist ihren von Krankheit zerstörten Körper und ging ins Paradies Gottes.

Die drei Monsonkinder finden nicht, daß sie vernachlässigt wurden, obwohl ihr Vater immer sehr beschäftigt gewesen ist, seit sie denken können. „Die Väter anderer Kinder waren mehr zu Hause als unserer", erzählen sie, „aber sie haben mit ihren Kindern nicht so viel unternommen wie Vater mit uns. Immer machten wir etwas gemeinsam, und wir denken gern daran zurück."

Tom, der älteste Sohn, weiß noch, daß es während der anstrengenden Zeit in der Kanada-Mission kaum jemals Freizeit gab. (In diesen drei Jahren kam es genau dreimal vor, daß die Monsons allein bei Tisch saßen – ohne Missionare und ohne Missionsgäste.) Trotzdem ging der kleine Tommy jeden Abend vor dem Schlafengehen hinauf ins Büro seines Vaters, und womit auch immer der Vater gerade beschäftigt war – er ließ es liegen, um mit Tommy eine Partie Schach zu spielen. „Diese Erinnerung ist mir genauso lieb wie die Erinnerung an ein Erlebnis Jahre danach, als er eigens nach Louisville in Kentucky flog, um mir einen Krankensegen zu geben, weil ich mir bei der militärischen Grundausbildung eine Lungenentzündung zugezogen hatte", berichtet Tom.

Ann erinnert sich, daß der allgegenwärtige Aktenkoffer immer offen war und ihr Vater immer irgendwelche Papiere studierte, daß er aber seinen Kindern immer das Gefühl gab, an seinem geistlichen Dienst teilzuhaben. Er erzählte ihnen immer von den geistigen Erlebnissen, die er unterwegs hatte. „Am liebsten denke ich daran zurück, wie er immer am Sonntagabend von irgendeiner Pfahlkonferenz oder von einem Missionsbesuch nach Hause kam und von der besonderen Inspiration erzählte, die er bei der Berufung eines Patriarchen oder bei einem Interview mit Missionaren erlebt hatte." Die Monsonkinder konnten sich vieler solcher Erzählungen erfreuen, denn ihr Vater hatte täglich, wöchentlich, monatlich Eingebungen bezüglich der Berufungen, die er aus-



Oben: Präsident Monson ist bekannt für die Erlebnisschilderungen aus seinem persönlichen Leben, die er mit viel Wärme erzählt. Oben rechts: Präsident David O. McKay mit Thomas S. Monson, dem damaligen Leiter der Zeitung Deseret Press. *Unten rechts: Elder Monson, Empfänger vieler Scoutauszeichnungen, besucht ein Pfadfinderlager in Kanada.*

Mit freundlicher Genehmigung von *The Deseret News*

sprach, und der Entscheidungen, die zu treffen waren.

Clark war tief bewegt, als sein Vater ihn bei einem für die Monsons typischen Ausflug zum Fischen bat, doch kurz seine Leine einzuholen. Als die Leinen eingeholt und die Angelruten im Boot beiseite gelegt waren, sagte Bruder Monson: „In ungefähr fünf Minuten hat dein Bruder Tom seine Jura-Staatsprüfung. Er hat drei Jahre fleißig darauf hingearbeitet und wird jetzt ein wenig nervös sein. Knien wir uns hier im Boot hin. Ich werde für ihn ein Gebet sprechen, und dann kannst du eins sprechen."

„Das war eins der schönsten Erlebnisse, die ich je hatte", berichtete Clark später.

Jahre danach war er wieder sehr bewegt, als sein Vater auf einer Fahrt 64 Kilometer Umweg machte, um ihm ein Habichtnest zu zeigen. „Eigentlich hätte es mich nicht überraschen dürfen, daß er das tat. Schließlich ist es genau das, was er sein Leben lang für andere getan hat, wenn sie es brauchten."

Als Tom Monson einmal im Provofluß schwamm, sah er eine Gruppe von aufgeregt durcheinanderschreienden Leuten am Ufer. Eine Frau war in den Fluß gefallen und geriet durch die großen Strudel, auf die sie zugetrieben wurde, in Lebensgefahr. Gerade in dem Augenblick kam sie, aufgeregt um sich schlagend, in sein Blickfeld. Er schwamm hin, faßte sie und brachte sie an Land.

„Die Leute hielten ihre Dankbarkeit nicht zurück und meinten, ich hätte ihr das Leben gerettet", erzählte Bruder Monson später. „Dabei war ich nur zufällig gerade im rechten Moment am rechten Ort."

Aber so ist es bei Thomas S. Monson, dem neuzeitlichen Nephi, der eisern den Eingebungen des Geistes folgt, immer: Er ist immer zur rechten Zeit am rechten Ort, immer unterwegs „in der Angelegenheit des Herrn". □

VERSTÄNDNIS FÜR ROBBY

Leona Haag

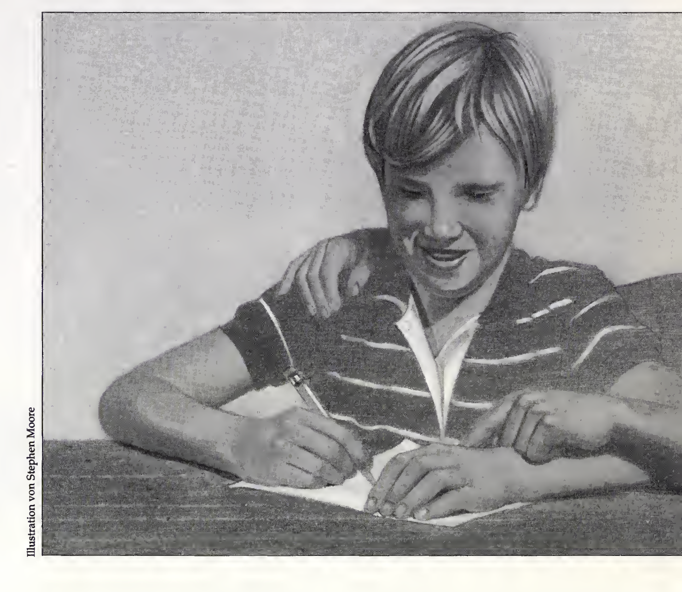


Illustration von Stephen Moore

Robby half Steven bis zum Jahresende, ohne noch ein einziges Mal gebeten zu werden. Einmal bemühte er sich zehn Minuten lang, Steven beizubringen, wie man das Wort „Prophet" schreibt.

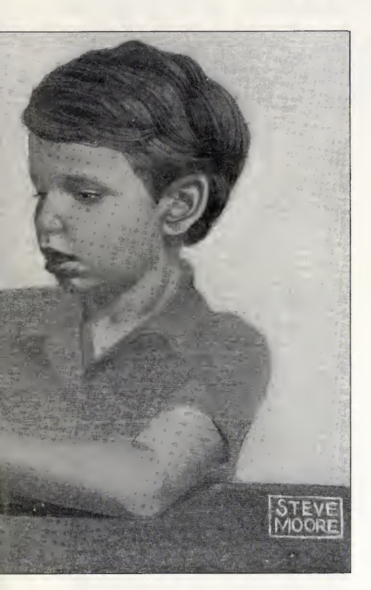
Ich hoffe, Sie kommen mit Robby zurecht", sagte die Sekretärin, als sie mir die Liste der Kinder in meiner neu zugeteilten „Bogenschützen"-Klasse reichte. Eine andere Schwester schnappte die Bemerkung auf und drückte mir sofort ihr Mitgefühl aus. Eine weitere Schwester nickte dazu, und Robbys frühere Lehrerin setzte eben dazu an, mir Robbys Geschichte zu schildern, aber da empfahl ich mich.

Ich war überrascht. Ich wußte zwar: Manchmal prägen Lehrer ihren Schülern den Stempel „Brav" oder „Schlimm" auf – aber doch gewiß nicht PV-Kindern!

Als ich an diesem Abend betete, dankte ich dem himmlischen Vater dafür, daß ich einige seiner Kinder unterrichten durfte, und bat um seine Hilfe für Robby. Ich betete um Führung und gelobte alles in meiner Macht Stehende zu tun, um Robby zu verstehen und den schlechten Eindruck, den andere von ihm hatten, wieder auszumerzen.

Am nächsten Sonntag nahm mich Robbys Mutter beiseite, um mich vor seiner Hyperaktivität zu warnen und um mir ihre Hilfe anzubieten. Sie meinte, sie würde ihn zu Hause bestrafen, wenn ich ihr sagte, daß er sich schlecht benähme. Ich dankte ihr, verriet aber nicht, daß ich hoffte, dieses Unterrichtsjahr würde anders verlaufen als bisher.

In den ersten ein, zwei Wochen ging alles glatt. Ich fragte mich, was für Schwierigkeiten denn die anderen mit Robby gehabt hatten. Zwar schaute ihm der Schalk aus den funkelnden blauen Augen, aber er störte nicht den Unterricht. Er wußte alle Antworten, und die anderen Jungen mußten sich anstrengen, wenn sie mit ihm mithalten wollten. Oft ließen sie ihn zuerst antworten. Robby genoß die Aufmerk-



samkeit, die ihm zuteil wurde, und tat sich sogar ganz bewußt hervor.

Bald war mir klar, daß Robby nicht der einzige war, der Verständnis brauchte. Jedes der sieben Kinder in meiner Klasse hatte irgendwelche besonderen Schwierigkeiten, und ich bemühte mich, auf jedes von ihnen einzugehen, wenn ich mit ihnen wöchentlich wichtige Evangeliumsprinzipien durchnahm.

Ich stellte auch fest, daß es nicht Robby war, der es einem am schwersten machte, auf ihn einzugehen, sondern Steven. Steven war lernbehindert. Er kam immer erst fünf bis zehn Minuten nach Unterrichtsbeginn und saß allein hinten in der Ecke. Die anderen Jungen hänselten ihn und machten sich über ihn lustig. Und weil er akzeptiert werden wollte und Freunde brauchte, nahm er alles ruhig hin – Woche für Woche.

Einmal kam er zum Unterricht und war geradezu erfreut, als er sah, daß der einzige freie Stuhl mitten in der Gruppe der anderen Jungen war, aber die anderen schnappten den Stuhl sofort und stellten ihn in die Ecke, so daß Steven wieder allein saß.

Ich konnte dazu nichts sagen – nicht etwa, weil ich nicht gewußt hätte, was man in einer solchen Situation tut oder sagt, sondern weil der Geist mir eingab, ich solle nicht eingreifen. Ich hätte die Kinder am liebsten zurechtgewiesen, fühlte mich aber zurückgehalten. Es war für mich selbst unglaublich, aber ich fuhr mit dem Unterricht fort, als ob nichts geschehen wäre.

Die ganze darauffolgende Woche war ich sehr entmutigt. Ich wußte nicht, wie ich Steven helfen konnte. Auch Robby war nicht mehr leicht unter Kontrolle zu halten, und die übrigen Jungen brauchten dies und jenes, was ich ihnen nicht geben konnte. Ich betete, fand aber keine konkrete Lösung, empfing aber das beruhigende Gefühl, daß alles gutgehen würde.

In der Woche darauf war es fast unmöglich, Robby während des Eröffnungsteils ruhig zu halten. Mir graute schon davor, mit sechs wilden kleinen Jungen in ein kleines Klassenzimmer zu gehen, und ich fürchtete mich davor, Steven zur Tür hereinkommen und wieder seinen verletzten Blick zu sehen.

Ich war vor den Kindern in der Klasse. Als ich die Tür aufmachte, spürte ich die ruhige Gewißheit, daß heute der Anfang vom Ende unserer Schwierigkeiten sein würde.

Die Jungen stürmten herein, stellten gleich die sorgfältig zurechtgestellten Stühle um und setzten sich. Ich stand auf, um ihnen ein paar Verhaltensregeln zu sagen, wußte aber nicht, was ich eigentlich sagen sollte, und war selbst erstaunt über das, was ich dennoch sagte.

Ich sagte den Jungen, daß es von nun an in der Klasse ein „Miteinander" geben würde. Wir würden über die Schule reden – oder worüber sie sonst reden wollten –, bis Steven käme. Dann erklärte ich ihnen, daß Steven Anerkennung und Freunde brauchte und daß auch sie Steven brauchten.

Da kam Steven zur Tür herein und ließ den Kopf tiefer hängen als je zuvor. Robby sprang auf, nahm ihn am Arm und zog ihn herein. Die Jungen bestanden darauf, daß er mitten unter ihnen säße, und er war willkommen. Steven lächelte glücklich!

Robby war, wie gewohnt, mit seinem Arbeitsblatt als erster fertig. Ich bat ihn leise, Steven zu helfen.

Bis zum Jahresende half er ihm, ohne noch ein einziges Mal gebeten zu werden. Einmal bemühte er sich zehn Minuten lang, Steven beizubringen, wie man das Wort „Prophet" schreibt. Ein andermal konzentrierte er sich so sehr darauf, Steven zu helfen, daß er vergaß, sein eigenes Arbeitsblatt auszufüllen. Immer, wenn Steven etwas schaffte, lobte er ihn und spornte ihn an. Und Robbys positiver Einfluß wirkte sich auch auf die anderen Jungen aus; wenn Robby einmal nicht da war, vertraten sie ihn und halfen Steven begeistert.

Als Robbys Mutter mich fragte, wie ich zurechtkäme, erzählte ich ihr, wie er sich um Steven kümmerte. Ich sagte ihr, wie gern ich ihn mochte und daß sie stolz auf ihn sein könne. Erfreut sagte sie mir im Vertrauen, sie hätte immer gewußt, daß ihr Sohn nicht wirklich ein Problemkind sei.

Und als Stevens Mutter mich fragte, wie es Steven in der Klasse gehe, konnte ich ihr wahrheitsgetreu sagen, daß alle ihn gern mochten. Er war oft von anderen Kindern ausgeschlossen worden, aber dank der Inspiration des Geistes in unserer PV-Klasse hatten die anderen Jungen ihn aufgenommen, und er hatte nun ein neues Selbstwertgefühl.

Ich bin einem liebenden himmlischen Vater, der Gebete erhört, sehr dankbar! Er hat mir geholfen und mir Inspiration gegeben, damit ich diesen Kindern helfen konnte, sich zu entwickeln!
□

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Ich habe eine Frage

Frage: Wie belegen wir durch die Bibel die Lehre von der Vollmacht des Melchisedekischen Priestertums?



Antwort: James A. Carver, Lehrer am Religionsinstitut an der Universität Washington

Kritiker ziehen manchmal die Lehre der Kirche bezüglich Priestertumsvollmacht in Zweifel, indem sie sich auf zwei Schriftstellen im Matthäusevangelium und im Hebräerbrief berufen. Interessanterweise stützt sich die Lehre vom Priestertum gerade auf diese beiden Stellen, aber die Bibel ist für die Heiligen der Letzten Tage nicht die einzige Grundlage für das Verständnis dieser und anderer Lehren.

Die erste der beiden Stellen – Matthäus 16:13–19 – wird von Katholiken zitiert, die damit die ununterbrochene Vollmachtslinie vom Apostel Petrus bis zum heutigen Papst belegt wissen wollen:

„Als Jesus in das Gebiet von Cäsarea Philippi kam, fragte er seine Jünger: Für wen halten die Leute den Menschensohn? . . .

Simon Petrus antwortete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!

Jesus sagte zu ihm: Selig bist du, Simon Barjona; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel.

Ich aber sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen.

Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein."

Joseph Smith hat erläutert, daß der Fels, auf den die Kirche gebaut werden würde, Offenbarung sei (siehe *Lehren des Propheten Joseph Smith*, Seite 279). Und um Offenbarung geht es in dieser Schriftstelle ja auch. Petrus wußte durch Offenbarung, daß Jesus der Christus war: „Nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel."

Diese Auslegung wird auch durch die Bibel gestützt. Eine Textanalyse dieser Passage zeigt ganz klar, daß Simon Petrus zwar die Schlüssel empfangen hat, daß die Kirche aber nicht auf ihn gebaut worden ist. Sie ist vielmehr auf Christus, den „Fels" der Offenbarung, gebaut worden.

Aus dem griechischen Text geht eindeutig hervor, daß mit dem „Fels" nicht Petrus gemeint war. Der Name des Petrus wird im Griechischen mit „petros" wiedergeben. „Petros" ist ein männliches Hauptwort und bezeichnet einen kleinen Stein. Das griechische Wort für „Fels" („auf diesen Felsen") hingegen ist weiblich, nämlich „petra". Der griechische Text lautet also: „Du bist Petrus [petros kleiner Stein], und auf diesen Felsen [petra Felsen] werde ich meine Kirche bauen."

Wer ist mit diesem Felsen („petra") nun gemeint? Eine klare Antwort darauf finden wir im 1. Korintherbrief 10:1–4:

„Ihr sollt wissen, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke waren, alle durch das Meer zogen und alle auf Mose getauft wurden in der Wolke und im Meer. Alle aßen auch die gleiche gottgeschenkte Speise, und alle tranken den gleichen gottgeschenkten Trank; denn sie tranken aus dem lebensspendenden Felsen, der mit ihnen zog. *Und dieser Fels war Christus.*"

Im Griechischen steht hier dasselbe Wort wie in Matthäus, nämlich „petra" (Fels). Es ist überhaupt keine Frage, daß der Fels, auf den die Kirche gebaut ist, Christus ist und nicht Petrus. Paulus hat zu den Korinthern gesagt: „Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus." (1 Korinther 3:11.)

Wie hängen aber Stein und Fels zusammen? Und welche Rolle spielt Offenbarung in diesem Zusammenhang?

Als Simon Petrus Jesus vorgestellt wurde, änderte der Herr den Namen Simons auf „Kephas", was soviel bedeutet wie „Stein" (petros) (siehe Johannes 1:42; in der Einheitsübersetzung wurde „petros" statt als „Stein" als „Fels" wiedergegeben). In der Joseph-Smith-Übersetzung steht da noch ein sinnerhellendes Wort: „Kephas, was übersetzt bedeutet: *ein Seher* oder ein Stein."

Warum Simon einen neuen Namen erhielt, wird erst durch die oben zitierte Episode in Cäsarea Philippi ersichtlich. Elder Bruce R. McConkie hat erläutert:



Providence Litograph Company

Simon Petrus empfing zwar die Schlüssel des Reiches, aber die Kirche wurde nicht auf ihn gebaut. Ihr Fundament war vielmehr Christus, der Fels der Offenbarung.

„Als der Herr dem Petrus die Schüssel des Reiches verhieß, sagte er ihm, daß die Pforten der Hölle den Fels der Offenbarung, also das Sehertum, niemals überwältigen würden (siehe Matthäus 16:18). Seher sind besonders beauftragte Propheten, die ermächtigt sind, den Urim und Tummim zu verwenden, befähigt, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges zu wissen. Eine größere Gabe kann kein Mensch haben (siehe Mosia 8:13–18)." (*Doctrinal New Testament Commentary*, 3 Bände, Salt Lake City, 1965–1973, 1:133.)

Grundlegend für die neue Rolle des Petrus war das Erlebnis der Verwandlung Jesu auf dem sogenannten Berg der Verklärung. So wie dieser Berg ein Fels der Offenbarung war, so wußte auch Petrus durch Offenbarung, daß Jesus der Christus, „der Sohn des lebendigen Gottes" war. Der Stein (Petrus) sollte zum Seher werden, der vom Fels (Jesus Christus) Offenbarung empfangen würde. Er würde es sein, der die Schlüssel des Reiches innehaben, den Herrn auf Erden vertreten und seine Schafe weiden würde (siehe Johannes 21:15–17).

Jesus sagte dem Petrus nicht, daß es immer einen Seher auf Erden geben würde, der die Schlüssel des Gottesreiches innehaben würde, sondern daß die „Pforten der Hölle" diesen Felsen – *petra* – oder den Fels der Offenbarung niemals überwältigen würden. „Damit", schreibt Elder McConkie, „sagt Jesus dem Petrus, daß die Pforten der Hölle niemals den Fels der Offenbarung überwältigen würden; das heißt: solange die Heiligen so rechtschaffen lebten, daß sie göttliche Offenbarung empfangen können, werden sie den Pforten der Hölle entgehen, und die Kirche selbst wird rein und unbefleckt und vor allem Bösen sicher bleiben. Wenn jedoch aufgrund von Schlechtigkeit die Offenbarung ausbleibt, dann werden die Pforten der Hölle dieses Volk überwältigen." (*Commentary*, 1:389.) Die katholische Kirche akzeptiert das Prinzip der neuzeitliche Offenbarung nicht; der Papst gilt nicht als „Seher", der vom Fels Offenbarung empfängt. Die Protestanten lassen zwar die Schlußfolgerung gelten, daß die Kirche nicht auf Petrus gebaut war, aber sie erkennen nicht die Bedeutung des „petros", des Sehers, der die Schlüssel des Reiches innehat. Als Heilige der Letzten Tage sind wir in der Tat sehr gesegnet, weil wir diese wichtige Episode in der Bibel in ihrer vollen Bedeutung erfassen. Präsident Ezra Taft Benson ist gerade jetzt dieser notwendige Seher – ein Prophet, Seher und Offenbarer.

Nun zu der zweiten eingangs erwähnten Schriftstelle. Viele Protestanten stützen sich mit ihrer Behauptung, daß in der Kirche niemand außer Jesus das Priestertum tragen müsse, auf das siebente Kapitel des Hebräerbriefs; Jesus allein habe das Melchisedekische Priestertum gehabt, behaupten sie.

Als Luther sich gegen das katholische Priestertum erhob, entwickelte er die Vorstellung vom „Priestertum aller Gläubigen" und lehrte, daß der Mensch zwischen sich und Gott keinen anderen Mittler brauche als Christus, den vollkommenen Priester für alle Menschen [1], was bedeutet, außer dem Wirken Christi sei kein priesterlicher Dienst notwendig. Ein Christ brauche kein Priestertum, lehrte Luther, und er braucht, abgesehen von Christus, keinen Priester, um errettet zu werden.

Paulus nimmt in seinem Brief an die Hebräer ausdrücklich auf das Melchisedekische Priestertum Bezug und setzt voraus, daß seine Leser dessen Funktion kennen. Es geht ihm um den Beweis, daß der höhere Bund (das Gesetz des Evangeliums) über dem geringeren (dem Gesetz des Mose) steht. Im siebenten Kapitel verfolgt er diesen Gedanken wei-

(Fortsetzung auf S. 43)



EHEALLTAG

Beppie Harrison

Wer das Ehegelöbnis ablegt, entschließt sich für alles, was dazugehört: alle Höhen und Tiefen und alles, was dazwischen liegt – das Alltägliche. In der Spannung und Aufregung während der Verlobungszeit und um die Hochzeit denkt kaum jemand daran, daß für jede Ehe auch der Alltag kommt. Die Ehe unserer Eltern mag zwar ihre kritischen Momente gehabt haben; man hat ja doch einiges davon mitbekommen und bemerkt, daß bohrende Blicke keine ganz übliche Art sind, sich zu verständigen. Aber das Verliebtsein ist so schön und herrlich, daß man leicht der Illusion verfällt, auf eine rosarote Woche werde die nächste folgen und die Ehe werde ein einziger romantischer Höhenflug sein. Die schließliche Erkenntnis, daß die Ehe nicht so sehr Romantik ist, sondern darin besteht, das Abendessen rechtzeitig auf dem Tisch zu haben und die Miete pünktlich zu zahlen, kann dann wie eine kalte Dusche sein.

Bei Alltagslicht gesehen, kann die Ehe gar ein wenig wie ein Reinfall wirken, wenn Verpflichtungen einen bedrängen und man unweigerlich geteilter Meinung ist, wer nun was zu tun hat. Noch mehr Unzufriedenheit droht, wenn man entdeckt, daß der Partner, obwohl man im Tempel geheiratet hat, kein Engel ist, sondern ein ganz normaler Mensch, verdrießlich, wenn er müde ist, mit dieser und jener eigentümlichen Gewohnheit, hin und wieder heftig oder auch verschlossen und störrisch.

Nun kommt es natürlich darauf an, mit dem Leben in einer Weise fertig zu werden, daß man danach eine höhere Stufe erreichen kann. Um den Lohn einer ewigen Ehe zu erlangen, müssen wir den Kleinkram des irdischen Alltags in den Griff bekommen, und dazu gehören auch triviale und doch so zermürbende Fragen wie: Bleibt das Schlafzimmerfenster nachts offen oder nicht? Oder: Wer macht das Waschbecken im Badezimmer sauber, und wie oft?

Manche Eheleute werden im Lauf ihrer Ehe mit schweren Prüfungen konfrontiert; die kleinen, alltäglichen Prüfungen müssen aber alle bestehen. Man kann sich leicht einreden, die kleinen Prüfungen seien leichter zu ertragen. In einer Krise können beide ihre vollen Kräfte aufbieten und durchhalten, bis das Schlimmste vorüber ist. Aber ohne sichtliche Krise, wenn es nur um ein unbedachtes Wort, um ein vom Partner nicht wahrgenommenes Entgegenkommen geht, wenn ein ganzer Abend in Schweigen versinkt, weil keiner wirklich den Standpunkt des andern anerkennen will – in solchen Situationen ständig die besten Kräfte zu mobilisieren, das ist schon etwas ganz anderes.

Ich weiß noch, wie mein Bischof meinem Mann und mir kurz vor unserer Hochzeit erklärte, daß wir gerade dann am meisten Liebe brauchen, wenn wir sie am wenigsten verdienen. Siebzehn Jahre Ehe haben mir bestätigt, daß er wußte, wovon er redete. Wenn man heiratet, verspricht man einander nicht nur, beisammenzubleiben, sondern auch einander weiterhin zu lieben. Manchmal bedeutet das, daß man auch dann fortfährt, den anderen zu lieben, wenn er gerade alles andere als liebenswürdig ist. Möglich ist es – ich weiß es, denn ich erlebe immer wieder, daß mein Mann es tut.

Damit der Entschluß, es gemeinsam zu schaffen, uns über den Ehealltag hindurchhilft, braucht er tiefe Wurzeln. Das Gleichnis Jesu vom Sämann bezieht sich zwar auf die Evangeliumsverkündigung, kann aber ebenso auf hoffnungsvolle junge Ehen bezogen werden, wo anfangs alles gutzugehen scheint – und plötzlich geht eine solche Ehe dann in Brüche und es gibt böses Blut und Bitterkeit.

„Ein . . . Teil fiel auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war; als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte." (Matthäus 13:5,6.)

Eine Beziehung ist problemlos, solange beide nett und höflich sind und alles tun, um es dem anderen recht zu machen. Aber tiefere Wurzeln werden erforderlich, sobald man einsieht – und einsehen muß das wohl jeder –, daß man es kaum schafft, vierundzwanzig Stunden am Tag nett und höflich zu sein; dann muß echtes Eingehen auf den anderen die äußere Höflichkeit stützen. Auf den Partner einzugehen, kann man lernen, wenn einem klar wird, daß man manchmal auch dem anderen seinen Willen lassen muß, statt immer den *eigenen* Willen durchzusetzen.

Ein Ehepaar – es ist nun schon zwanzig Jahre verheiratet – hat dies in den ersten Ehejahren auf die schwierige Art gelernt. Die beiden hatten damals noch keine Kinder. Der Mann war noch beim Militär und in der Nähe einer Großstadt stationiert.

Sie hatte das Glück, eine interessante Arbeit zu haben, bei der sie viel Anerkennung genoß, und sie hatte es mit intelligenten und interessanten Leuten zu tun. Der Beruf, die Arbeit für ein großes Unternehmen, der Wettbewerb mit den Kollegen, der Umgang mit Leuten und daß sie deswegen immer gut gekleidet sein mußte – das alles machte ihr großen Spaß. Aber während sie ganz in ihrer Arbeit aufging, zählte ihr Mann die Tage, bis sie endlich frei wären, dem Stadtleben zu entfliehen und hinaus aufs Land zu ziehen, wo er zu Hause und glücklich war.

Je näher die Zeit des Abrüstens kam, desto entfremdeter fühlte sie sich, und sie fragte sich bereits, ob sie es würde ertragen können, mit ihm in ein Leben zurückzukehren, das ihr damals als hoffnungslos langweilig erschien. Ihr Arbeitgeber deutete an, daß sie mit einer großen Beförderung rechnen könne, wenn sie bliebe. Und in ihrem Büro arbeitete auch ein sehr attraktiver Kollege – nicht, daß bis dahin ein unpassendes Wort gefallen wäre, aber sie wußte: Wenn sie

ihm auch nur das kleinste Zeichen gab, würde sich daraus etwas entwickeln.

„Am Ende ging ich mit meinem Mann nur, weil er eben mein Mann war. Auf der Heimfahrt legten wir wohl tausend Kilometer zurück, ohne auch nur zehn Silben zu wechseln. Ich fragte mich schon, ob ich nicht den größten Fehler meines Lebens gemacht hätte, und ich hatte keine Ahnung, was er wohl dachte. Es war die längste und schlimmste Reise, die ich je gemacht habe."

Auch als sie sich niedergelassen hatten, wendete sich nicht sogleich alles zum Besten. Im Vergleich zur Großstadt war die entlegene kleine Ortschaft in der Tat todlangweilig. „Wir fingen an, wieder miteinander zu reden, weil sonst niemand zum Reden da war", erzählte sie mir kopfschüttelnd. Aber je mehr sie redeten, desto mehr gemeinsame Bereiche taten sich auf, Dinge, von denen sie seit ihrem ersten Beisammensein nie mehr gesprochen hatten. Heute, nach achtzehn Jahren und fünf Kindern, ist sie sehr aktiv in der Kirche und im öffentlichen Leben.

Das Wichtigste aber ist, daß eine beständige Liebe sie mit ihrem Mann verbindet, was selbst Außenstehenden nicht verborgen bleibt. Er leidet sehr an Arthritis. Wenn man beobachtet, wie sie sich ihm nähert, als habe es sich eben ergeben, ihm mit einem Handgriff hilft und sich dann taktvoll wieder zurückzieht, so, als sei sie nur zufällig gerade zur rechten Zeit in seine Nähe gekommen – wenn man dies beobachtet, kann man einiges über gegenseitige Abhängigkeit und gegenseitiges Verständnis lernen. Wären die Wurzeln ihres Entschlusses, beisammen zu bleiben, weniger tief gewesen – ihre jetzt so erfüllte Beziehung, gereift im Lauf von zwanzig Jahren durch einfaches, tägliches Dasein für den anderen, hätte gar nie keimen und wachsen können.

Der Entschluß zur Ehe ist natürlich weit mehr als der Vorsatz, verheiratet zu bleiben. Er bedeutet, daß man auch entschlossen ist, die Ehe auf allen Ebenen funktionieren zu machen, und das ist nicht so leicht, wie man vielleicht meint.

Man hat uns zwar oft daran erinnert: Wenn die Ehe ein Unternehmen ist, an dem zwei Partner zu gleichen Teilen beteiligt sind, so muß jeder bereit sein, von sich 100 Prozent geben. Allerdings rechnen die wenigsten damit, daß das bedeuten kann, eine Sache, die einem sehr am Herzen liegt – einen Traumurlaub, eine verlockende Berufschance –, allein deshalb aufzugeben, weil der Partner nicht bereit ist, sie zu akzeptieren. Es ist ganz offensichtlich, daß nicht immer nur die eine Seite geben kann, während die andere ständig nimmt. Dieses Geben und Nehmen gibt es in jeder Ehe, und manchmal braucht man eine Weile, bis man es gelernt hat.

Der Entschluß zur Ehe ist der Entschluß, die Liebe, die man füreinander empfindet, aufrechtzuerhalten. Präsident Spencer W. Kimball hat 1973 anläßlich einer Fireside an der Brigham-Young-Universität folgendes gesagt: „Fast alle Ehen könnten schön, harmonisch und glücklich sein und ewig halten, wenn beide Partner entschlossen wären, daß es so sein soll, sein muß und sein wird."

Unsere Vorstellungen werden unterschwellig vom Fernsehen, von Filmen und Büchern beeinflußt, wo Liebe oft wie mit einem Schalter an- und ausgeknipst wird. Einmal ausgeschaltet, ist es vorbei, redet man uns ein, und die einzige Lösung ist die, daß man jemand anderen findet und von vorn beginnt.

Aber Liebe ist nicht so. Wo es einmal Liebe gegeben hat, kann sie gewiß wieder geweckt werden. Auf jemanden, den man liebt, böse zu sein, ist kein schönes Erlebnis. Es tut einem weh, und manchmal hüllt man sich so fest in einen Mantel von Zorn, langgehegtem Groll, in Schweigen und Zurückgezogenheit, daß die Liebe erst gedämpft und dann ganz zum Verstummen gebracht wird. Man braucht Mut, um den Panzer des



Beleidigtseins und des Egoismus abzulegen, sich dem anderen zu öffnen, ihm die Hand zu reichen, sozusagen wieder Blößen zu bieten und wieder verwundbar zu sein. Und noch schwieriger ist es, dies tagtäglich im unausweichlichen Nahverhältnis der Ehe zu tun.

Die Ehe hat den Zweck, uns vollkommen zu machen. Dringt man unter die obersten Schichten, unter die Oberflächlichkeit – viele unserer Beziehungen bestehen ja nur daraus –, so wird der eigentliche Charakter des Menschen berührt und von den Höhen und Tiefen des häuslichen Alltags geglättet und abgeschliffen. Wichtig ist nicht, was einen stört und worüber man verschiedener Meinung ist – wichtig ist, wie man damit fertig wird. In Sonntagskleidern ist es leicht, sich gut zu benehmen; in Alltagskleidung großzügig, nachsichtig und selbstlos zu sein, ist um einiges schwieriger.

Keiner heiratet sein Ebenbild. Selbst wenn zwei Leute in genau dieselbe Situation geraten, reagieren sie darauf nicht gleich. Eheleute sollen gemeinsam ein Ganzes bilden und nicht zwei eigenständige identische Partner sein. Die

MUSIK IM WIND

Deanne Packer Kelly

Jana ließ das heiße Bügeleisen auf den Kopfkissenbezug fallen und schob es mürrisch hin und her, bis der Stoff glatt war. *Ich habe es satt, Kopfkissen zu bügeln! Ich habe es satt, überhaupt etwas zu bügeln!* dachte sie und blickte auf den Stapel sauberer, aber verknitterter Wäsche. *Es ist einfach zuviel!*

Das erbarmungslose Heulen des Windes von draußen wurde nur vom rhythmischen Geräusch unterbrochen, das entstand, wenn Jana das Bügeleisen auf das Bügelbrett fallen ließ. Sie warf einen Blick aus dem Fenster und zitterte. *Ich wollte, ich wäre nicht die älteste Tochter. Dann müßte ich nicht die ganze Arbeit machen, während Mama krank ist.*

Erst eine Stunde vorher hatte ihre Mutter gesagt: „Wenn du mit dem Bügeln fertig bist, mein Schatz, komm in mein Zimmer, und wir überlegen uns, was wir zum Abendessen machen."

Jana stöhnte vor sich hin, als sie an das Abendessen und an das schmutzige Geschirr dachte. *Warum immer ich? Es ist einfach ungerecht.!* Tränen stiegen ihr in die Augen, und die langen braunen Haare fielen ihr über die blassen Wangen, während sie den Kopfkissenbezug mit der Hand glattstrich, ihn ordentlich faltete und auf den wachsenden Stapel mit der fertig gebügelten Wäsche legte. Sie dachte an ihre Mutter, die im Bett lag, und an ihre vier Geschwister, die irgendwo im Haus leise spielten. Der Sturm schien sie alle im Bann zu haben, als ob sie einfach still die Zeit abwarteten, bis er vorüber war.

Später nahm Jana mit einem erleichterten Seufzer das letzte Teil zur Hand, das sie noch bügeln mußte, eins von Vaters Taschentüchern. *Ich weiß, Mama kann nichts dafür, daß sie im Bett bleiben muß, damit sie das Baby nicht verliert,* dachte sie beim Bügeln vor sich hin. *Ich weiß, sie versucht fröhlich zu sein, aber sie macht sich doch große Sorgen. Und wenn Papa sie anschaut, sieht er auch sehr besorgt aus.*

Jana blickte nach draußen und sah, daß der Sturm schlimmer wurde. Der Wind pfiff immer lauter und rüttelte am Haus, was sie noch bedrückter machte. Plötzlich flackerte die Lampe im Bügelzimmer und ging aus. Es war noch so früh, daß der Schnee von draußen trotz des Sturms noch reichlich Licht ins Zimmer reflektierte.

Jana hörte auf einmal schwach eine Art Melodie. *Woher kommt das denn?* fragte sie sich. *Das Radio kann es nicht sein, weil ja der Strom ausgefallen ist.* Sie ging in den Flur und lauschte.

„Es ist wirklich schön", flüsterte sie und lauschte noch immer. Sie ging von Zimmer zu Zimmer und folgte dem flötenähnlichen Klang, weil sie wissen wollte, woher er kam. Wer mochte da wohl spielen? Niemand in ihrer Familie spielte Flöte. Der bezaubernde Klang war friedlich und angenehm. Er hörte auf und begann dann wieder, verklang und wurde wieder lauter.

Jana folgte ihm weiter, bis sie an ihre Zimmertür kam. *Was ist das bloß?* dachte sie erstaunt. Die Tür stand etwas offen. Sie lauschte andächtig dem klaren, feinen Klang und betrat leise das Zimmer. Die Reflexion des weißen Schnees, der draußen vor ihrem Fenster hin und her gewirbelt wurde, ließ die Rosa- und Weißtöne in ihrem Zimmer noch heller erscheinen.

Sie folgte dem Klang, der jetzt lauter wurde, bis ans Fenster. Aus Angst, das zu stören, was immer den Klang erzeugte, zog sie die duftige weiße Gardine ganz vorsichtig zur Seite.

„Ja, wer hätte das gedacht?" rief Jana. Die Musik, die sie hörte, wurde auf ganz natürliche Weise erzeugt, und zwar vom tobenden Wind! Er blies so heftig gegen ihr Fenster, daß die Luft, die durch die Ritzen drang, eine herrliche Melodie erzeugte. Jana stand ganz verzaubert da und sah das Fenster und das helle Schneetreiben an. Dann unterbrach sie ihre Träumerei, drehte sich um und lief zum Zimmer ihrer Mutter. Sie freute sich, daß sie wach war, und erzählte ihr aufgeregt von ihrer Entdeckung.

Die dunklen Augen ihrer Mutter funkelten, und der müde Mund öffnete sich zu einem Lächeln. Sie hob die Hand, damit Jana ihr helfen konnte. „Zeig es mir bitte!" sagte sie aufgeregt.

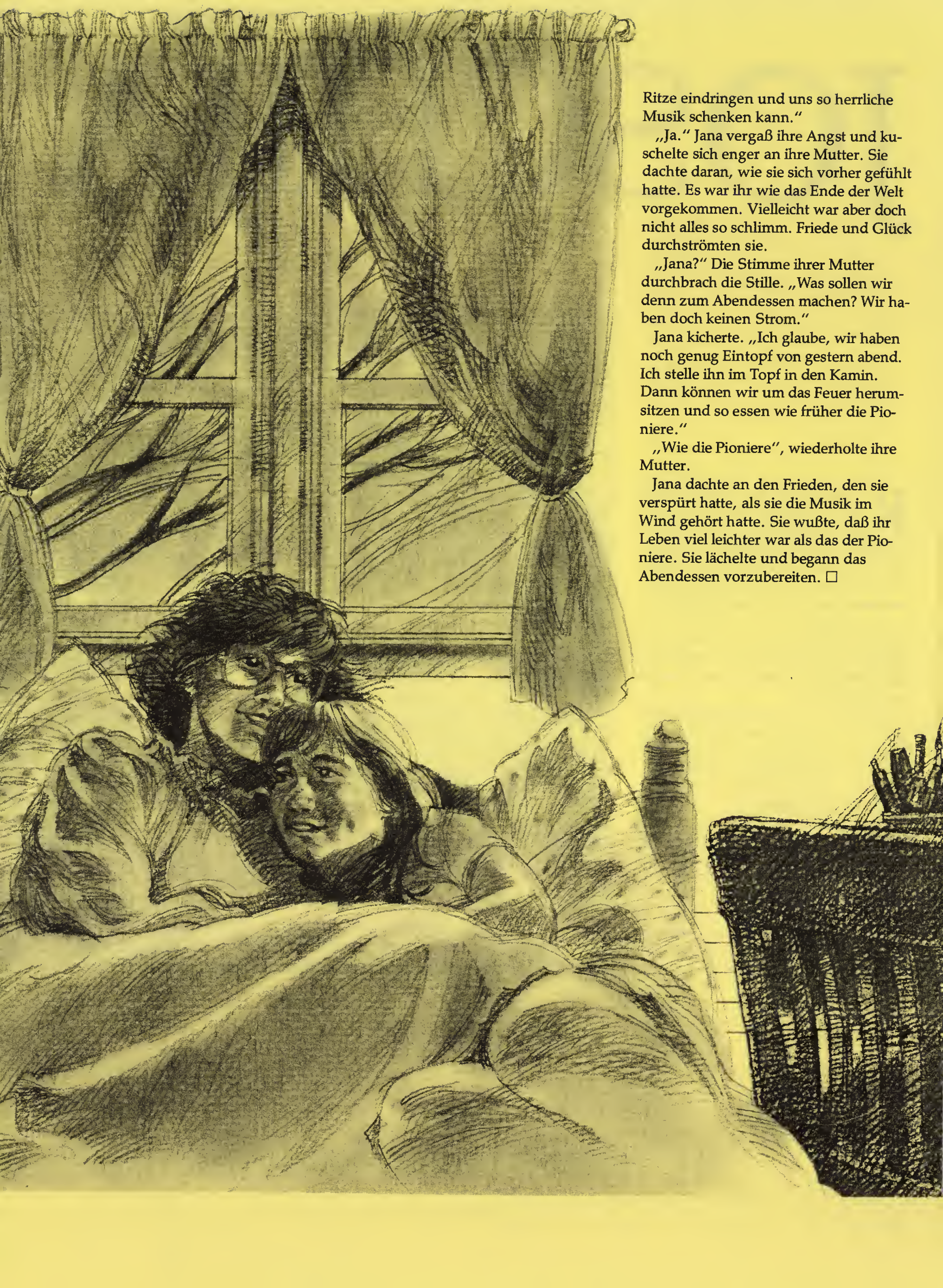
Jana stützte ihre Mutter, während sie zu ihrem Zimmer gingen. Leise legten sie sich nebeneinander auf das Bett. Außer der Musik des Windes war nichts zu hören.

„Es ist wunderschön!" flüsterte die Mutter.

Nachdem sie noch ein paar Minuten still gelauscht hatten, sagte Jana: „Ich hätte wirklich Angst, wenn ich allein dort draußen im Schneesturm wäre!"

„Ich auch", pflichtete ihr die Mutter bei. „Aber es ist doch wunderbar, daß dieser wilde Sturm durch eine winzige





Ritze eindringen und uns so herrliche Musik schenken kann."

„Ja." Jana vergaß ihre Angst und kuschelte sich enger an ihre Mutter. Sie dachte daran, wie sie sich vorher gefühlt hatte. Es war ihr wie das Ende der Welt vorgekommen. Vielleicht war aber doch nicht alles so schlimm. Friede und Glück durchströmten sie.

„Jana?" Die Stimme ihrer Mutter durchbrach die Stille. „Was sollen wir denn zum Abendessen machen? Wir haben doch keinen Strom."

Jana kicherte. „Ich glaube, wir haben noch genug Eintopf von gestern abend. Ich stelle ihn im Topf in den Kamin. Dann können wir um das Feuer herumsitzen und so essen wie früher die Pioniere."

„Wie die Pioniere", wiederholte ihre Mutter.

Jana dachte an den Frieden, den sie verspürt hatte, als sie die Musik im Wind gehört hatte. Sie wußte, daß ihr Leben viel leichter war als das der Pioniere. Sie lächelte und begann das Abendessen vorzubereiten. □

JOSCHIJA



König des mächtigen Volkes Juda zu sein, war eine große Aufgabe für den achtjährigen Joschija. Sein Vater, der vor ihm König gewesen war, war ein sehr böser Mann gewesen. Joschija wollte die Schandtaten seines Vaters wiedergutmachen. Er wollte sein Volk Rechtschaffenheit lehren. Die meisten Leute in Juda beteten Götzen an, und es gab viel Schlechtigkeiten. Joschija wußte, das war falsch, doch war ihm nicht klar, was er dagegen tun sollte.

Nachdem er sechsundzwanzig Jahre regiert hatte, wollte er den Tempel instand setzen, den König Salomo gebaut hatte. Die Überreste des Tempels standen noch, doch das Gebäude befand sich in einem sehr schlechten Zustand.

„Zählt das ganze Silber, das ins Haus des Herrn gebracht worden ist", befahl Joschija, „und gebt es den Zimmerleuten und Maurern, damit sie das Haus des Herrn instand setzen können."

Die Bauarbeiten gingen zügig voran, als Hilkija, der Hohepriester, im Tempel ein Gesetzesbuch entdeckte. Hilkija und Schafan, der Schreiber, lasen das Buch,

DER ACHTJÄHRIGE KÖNIG



das heilige Schrift enthielt. Dann brachten sie die aufregende Entdeckung zu Joschija.

Joschija hörte gebannt zu, als er zum erstenmal im Leben das Wort des Herrn aus der Schrift hörte. Endlich wußte er, was er tun sollte, doch es machte ihn sehr traurig. In dem Buch stand: „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben", und Joschijas Volk hatte Götzen angebetet. Joschija hatte Angst, weil sein Volk schon so lange Schlechtes getrieben hatte. Er wußte: der Herr war bestimmt böse auf sein Volk.

Joschija gebot den Hohenpriestern und geistlichen Führern, sie sollten herausfinden, was der Herr von ihm und seinem Volk erwartete. Die Männer gingen zu einer Frau namens Hulda, das war eine Prophetin.

Sie sagte: „So spricht der Herr, der Gott Israels: Dieses Volk hat viel Böses getan und muß bestraft werden. Die Strafe wird jedoch nicht kommen, solange Joschija König ist; denn er ist demütig gewesen und hat auf das Wort des Herrn gehört."

Als Joschija hörte, was Hulda gesagt hatte, war ihm klar: er mußte die Zeit, wo er König war, nützen und seinem Volk helfen, daß es dem Herrn näherkam.

Joschija rief sein Volk im Tempel zusammen. Er ließ den Leuten aus dem Buch vorlesen, das im Haus des Herrn gefunden worden war. Er und sein Volk schlossen einen Bund mit dem Herrn, daß sie die Gebote Gottes befolgen würden. Dann reiste Joschija durch das ganze Reich und ließ die Götzen und die Stätten, wo man sie verehrt hatte, zerstören. Joschija liebte sein Volk und lehrte es, den wahren und lebendigen Gott zu verehren.

Nachdem er das Land gereinigt hatte, ließ er sein Volk wieder das Paschafest feiern. Es sollte das größte Fest in Juda seit vielen Jahren werden.

Obwohl Joschija erst acht Jahre alt war, als er König wurde, war er doch einer der besten Könige, die Juda je hatte. Er wandte sich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzer Kraft zum Herrn. □

(Diese Geschichte steht in 2 Könige 22,23.)



HELDEN UND HELDINNEN

ELLEN PUCELL UNTHANK

Sharon Bigelow

Die zehnjährige Ellen Pucell weigerte sich, noch einen einzigen Schritt weiterzugehen. Über endlose Tage und endlose Kilometer hinweg hatte sie sich über die schneebedeckte, kalte Erde geschleppt. Die unbarmherzige Kälte drang durch ihre zerlumpte Kleidung hindurch, und die Schmerzen in ihren Füßen waren unerträglich geworden. Jetzt setzte Ellen, die von allen Nellie gerufen wurde, sich zitternd hin und konnte nicht mehr weiter. Ihre ältere Schwester Maggie redete ihr zu, doch wieder aufzustehen. Doch während ihre Freunde sich erschöpft weiterschleppten und ihre Handkarren mühsam durch den Schnee zogen, blieb Nellie weiter sitzen, unfähig, die steifen Beine zu bewegen.

Maggie flehte ihre jüngere Schwester an, doch mit ihr weiterzugehen, damit sie nicht hinter den anderen zurückblieben. Als ihre Hoffnung, die anderen noch einzuholen, schon fast geschwunden war, kam ein Pferdewagen auf sie zu. Der Fahrer, einer der Anführer, der das Glück hatte, einen Wagen zu besit-



Illustration von Paul Mann

zen, hielt an, um die Mädchen zu fragen, was los war. Maggie erklärte die Lage, und Nellie wurde hinten auf den Wagen gehoben, wo ihre Füße über den Rand hingen. Dann eilten sie den anderen nach.

Nellie war im Mai 1856 mit ihrer Familie mit einer großen Gruppe Heiliger der Letzten Tage aus Liverpool abgereist. Nach der sicher verlaufenen Seereise mit dem Schiff *Horizon* waren sie in Boston angekommen und von dort mit dem Zug nach Iowa weitergereist. Von dort aus war Nellie mit ihren Eltern und ihrer Schwester Maggie und fünfhundert weiteren Pionieren zum Salzseetal aufgebrochen, wo sie sich Frieden und eine neue Heimat erhofften. Da die meisten zu arm waren, um sich einen Pferdewagen zu leisten, hatten sie sich kleine, zweirädrige Karren gebaut, die sie selbst zogen. Sie konnten nur das Allernotwendigste mitnehmen. Extra Bettzeug, Kleidung, Haushaltsgüter und sogar extra Lebensmittel mußten zurückbleiben.

In den ersten Wochen hatte die Handkarrenabteilung noch gutes Wetter gehabt, aber im Oktober hatten frühe Schneestürme und die bittere Kälte ihnen das Fortkommen erschwert.

Nellies Familie litt genauso wie die anderen. Ihre Mutter wurde krank und mußte einige Zeit im Handkarren gezogen werden. Nellies Vater fiel in einen der Flüsse, die sie überqueren mußten, und weil er keine trockene Kleidung hatte und sich auch nirgends aufwärmen konnte, zog er sich eine schwere Erkältung zu. Die Familie hatte immer weniger zu essen, und der Schnee deckte alles zu, womit sie ein Feuer hätten anzünden können.

Nellies Vater starb am 22. Oktober 1856 vor Hunger und Kälte. Fünf Tage später starb auch ihre Mutter. Sie mußten im Schnee begraben werden, da der Boden fest gefroren war. Nellie und Maggie gingen erschöpft und traurig allein weiter. Sie sahen zu, wie immer mehr von ihrer Abteilung starben und das Wetter immer unbarmherziger wurde.

Eines Tages, als Nellie und ihre Schwester gerade den Anfang ihrer Abteilung bildeten, tauchten zwei Männer auf und winkten ihnen näherzukommen. Erst weigerten die Mädchen sich, hatten dann aber den Eindruck, daß die Männer ihnen nichts Übles wollten. Sie gaben Nellie etwas Geld und sagten ihr, sie solle sich am Trapper-Handelsposten, zu dem sie bald kommen mußten, etwas zum Anziehen für ihre Füße kaufen. Nellie nahm das Geld dankbar an und freute sich, daß sie ihre bloßen Füße, die vor Kälte schon lange völlig empfindungslos waren, wieder bedecken konnte.

In Salt Lake City hatte Präsident Brigham Young um Freiwillige gebeten, die der Handkarrenabteilung entgegenfuhren. Als die Freiwilligen endlich bei Laramie in Wyoming auf die Abteilung stießen, fanden sie die Bemitleidenswerten fast unter dem Schnee begraben. Nellie hatte schwere Erfrierungen an den Füßen. Die Rettungsgruppe nahm sie und die übrigen von ihrer Gruppe im Wagen mit; sie kamen am 30. November in Salt Lake City an. Fast jeder in der Handkarrenabteilung hatte schwere Erfrierungen an Füßen, Händen und Ohren, und fast allen waren Angehörige oder Freunde gestorben.

Der Arzt mußte Nellies Füße amputieren. Es war keine Haut da, mit der der Knochen hätte bedeckt werden können, und so blieben ihr schmerzhafte Wunden, die nie ganz verheilten.

Nellie und ihre Schwester zogen später nach Cedar City südlich vom Salzseetal. Hier heiratete Nellie William Unthank, und hier zog sie auch ihre sechs Kinder auf. Nellie kroch auf einer Lederschürze, die sie sich unter die Beine legte, durch ihr kleines Haus, um es sauberzuhalten.

Nellie nahm bereitwillig alle möglichen Arbeiten an, um zum Familienunterhalt beizutragen. Unter anderem wusch sie bei sich zu Hause für andere Leute die Wäsche und fertigte Gegenstände an, die sie verkaufte. Wenn ihr jemand Lebensmittel oder Hilfe anbot, bestand sie immer darauf, eine Gegenleistung zu erbringen. Zum Zeichen ihrer Dankbarkeit ging sie einmal im Jahr mit allen ihren Kindern das Gemeindehaus putzen. Während die Jungen das Wasser herantrugen, putzten die Mädchen die Fenster, und Nellie schrubbte die Fußböden.

William schnitzte seiner Nellie hölzerne „Füße", aber sie schmerzten nur an ihren Stümpfen, die nicht heilten. Später bekam Nellie Holzbeine geschenkt, aber sie trug sie nur zu besonderen Anlässen, da sie die Schmerzen, die sie sowieso ständig hatte, nur verschlimmerten.

Trotz Armut und Schmerzen beklagte Nellie sich nur selten. Sie hatte in allem Leid den himmlischen Vater kennengelernt. Nellie wußte, daß sie sich auf den Herrn verlassen konnte, hatte sie doch für ihre bloßen Füße Schuhe geschenkt bekommen; als sie nicht mehr weiterkonnte, war ein Wagen gekommen, und ihr Leben lang hatte ihr in aller Bedrängnis immer wieder jemand geholfen. □

Pionierpuppe

Marian Dautel



Männer mögen in Professor Higgins' Ausruf einfallen: „Warum kann die Frau nicht mehr wie ein Mann sein?" (George Bernard Shaw), und die Frauen mögen im Chor über das Wesen des Mannes klagen, mit dem sie verheiratet sind, aber als Ehefrau ist es meine Aufgabe, mit dem Mann auszukommen, mit dem ich verheiratet bin, und seine Aufgabe ist es, mit seiner Frau – und das bin eben ich – zurechtzukommen.

Der Lohn bleibt nicht aus. Man macht die Erfahrung, daß die schönen und die schlechten Tage und auch die ganz gewöhnlichen zu einem Ganzen verschmelzen und die Stärke und Beständigkeit ergeben, die man anders nicht erlangen kann.

Die schönen Tage allein reichen dazu nicht aus. Indem man sich anstrengen muß, auch die schlechten zu überstehen, und indem man sich an den ganz gewöhnlichen Tagen bemüht, sein Bestes zu geben, wird man in zunehmendem Maß fähig zur Nächstenliebe, von der Paulus im 1. Brief an die Korinther im 13. Kapitel schreibt. Je mehr Raum wir dieser Fähigkeit geben, desto reicher werden wir. Wenn wir uns der gesamten und umfassenden Erfahrung der Ehe widmen, eröffnen wir uns die Möglichkeit, gemeinsam die Ewigkeit in Angriff zu nehmen.

Sprechen wir darüber!

Wenn Sie diesen Artikel für sich oder mit Ihrem Partner gelesen haben, können Sie die folgenden Fragen und Gedanken besprechen.

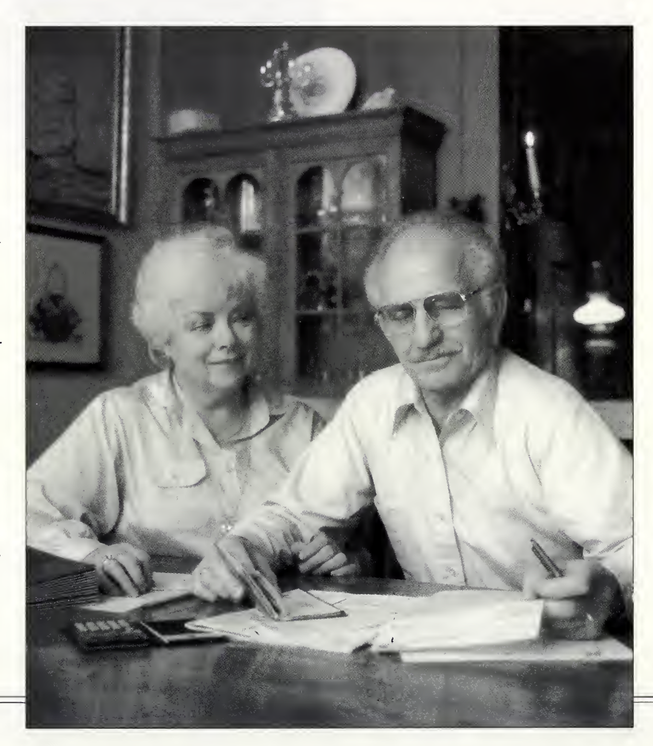
1. Viele, die noch nicht verheiratet sind, stellen sich die Ehe als ständiges Verliebtsein vor. Was waren Ihre Vorstellungen, bevor Sie verheiratet waren? Haben sie sich als realistisch erwiesen?

2. Wie kann der Wille, Ihre Beziehung zu pflegen, unter den Anforderungen und Nichtigkeiten des Alltags leiden?

3. In dem Artikel ist von tiefen Wurzeln die Rede, die einer Ehe in stürmischen Zeiten festen Halt geben. Was können Sie und Ihr Mann tun, um mehr Liebe zu entwickeln und sie fest zu verankern? Nennen Sie zumindest fünf Punkte.

4. Haben Sie schon einmal etwas aufgegeben, was Ihnen sehr am Herzen lag – einfach deshalb, weil Ihr Ehepartner es nicht akzeptieren konnte? Haben Sie rückblickend das Gefühl, daß damals jeder den anderen verstanden hat?

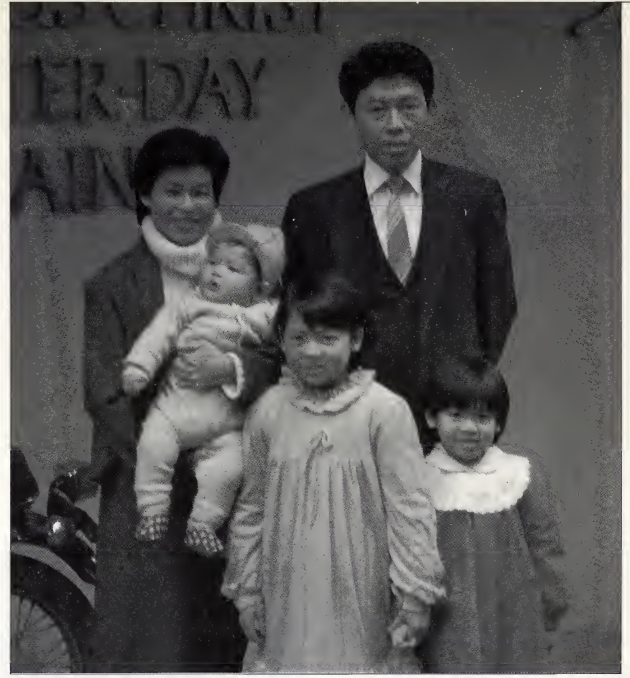
5. Glauben Sie, daß Ihr Vorbild dazu angetan ist, daß Ihre Kinder positive, aber realistische Erwartungen in die Ehe setzen? ☐



Nanette Larsen

HUNG WO LOI

Wahrheitssuche an der chinesischen Grenze



Bruder Hung Wo Loi und seine Familie am Tag der Berufung als Zweigpräsident.

In der Blechhütte drängten sich dunkeläugige Menschen und hörten Hung Wo Loi's machtvollem Zeugnis von Jesus Christus gespannt zu. Durch das offene Fenster sah man die Lichter entlang der chinesischen Grenze flimmern.

Bruder Hung, der fließend Mandarin und Indonesisch sprach, half den amerikanischen Missionaren in Macau oft als Dolmetscher, weil sie nur Kanton-Chinesisch sprachen. Macau ist eine winzige portugiesische Kolonie im Südosten Chinas, etwa sechzig Kilometer westlich von Hong Kong. Hunderttausende Menschen leben dort auf nur 15 Quadratkilometern.

Noch ein Jahr zuvor hatte Bruder Hung vom Buch Mormon noch gar nichts und von Christus erst sehr wenig gewußt. Er und seine Frau So Kam Wah hatten nach der Wahrheit über das Leben und über Religion gesucht und Missionare aller Glaubensrichtungen zu sich eingeladen, ohne jedoch die Antworten zu finden, die sie suchten.

Für Wo Loi hatte die Suche in Indonesien begonnen, wo seine Mutter es verstanden hatte, jedem ihrer zehn Kinder Glauben ins Herz zu pflanzen. „Wir haben auch gelernt, fleißig zu arbeiten und ehrlich zu sein", berichtet Bruder Hung. „Dreimal fand mein Vater beim Viehhüten eine Armbanduhr, und jedesmal gab er sie bei den öffentlichen Stellen ab."

Als Wo Loi zwölf Jahre alt war, übersiedelte seine Familie nach China. Jeden Tag ging er nach der Schule in die Kantoner Berge in der Nähe des Hauses, um Gras für die Schweine zu holen, die die Familie züchtete. In der Schulzeit lernte er die hübsche sommersprossige So Kam Wah kennen.

„Ihr Optimismus und ihre fröhliche Art gefielen mir. Sie war immer gleich bereit, mir bei Schulprojekten zu helfen. Schüler durften nicht mit Mädchen ausgehen, und so wurden wir einfach gute Freunde." Kam Wahs Familie zog dann in eine 160 Kilometer entfernte Ortschaft. Acht Jahre hindurch blieben die beiden brieflich in Verbindung.

Als Bruder und Schwester Hung geheiratet hatten, mußten sie hart arbeiten – er als Projektleiter, dem 2000 Arbeiter unterstanden. Seine Aufgabe war es, Methoden zu finden, um Kautschukplantagen vor verheerenden Wirbelstürmen zu schützen. Sie mußte jeden Tag morgens um vier aufstehen und Bäume anbohren, um Kautschuk zu gewinnen.

1979 wanderten die Hungs nach Macau aus, um ein neues Leben zu beginnen. Sie hatten damals zwei Töchter und haben inzwischen auch einen Sohn. Sie eröffneten in der eigenen kleinen Wohnung eine kleine Textilweberei.

Drei Jahre danach hörte Wo Loi durch das Klappern der Webmaschinen ein

Klopfen an der Tür. Draußen standen zwei HLT-Missionare. Er bat sie hinein, ließ seine Arbeiter die Arbeit unterbrechen, so daß alle diesen Gesandten einer unbekannten Religion zuhören konnten.

Bald waren die Hungs davon überzeugt, daß das die Religion war, nach der sie gesucht hatten. Nur gab es ein Hindernis für Wo Lois Taufe: Er hatte seit seinem neunten Lebensjahr geraucht, nicht nur Zigaretten, sondern auch den Bambusbong, eine riesige chinesische Pfeife, die auf dem Boden ruht.

Als die Missionare ihn aufforderten, sich das Rauchen abzugewöhnen, fing er an, ihnen aus dem Weg zu gehen. Wenn sie kamen, verließ er zuvor das Haus. Aber sie gaben nicht auf und warteten manchmal stundenlang, bis er zurückkam. Wo Loi war von ihrer Fürsorglichkeit bewegt und entschloß sich, das Rauchen abzugewöhnen. Immer, wenn er den Drang verspürte zu rauchen, steckte er ein Stück heiße Ingwerwurzel in den Mund. In vier Tagen hatte er das Rauchen überwunden.

Am 25. April 1982, etwas über einen Monat nach der ersten Begegnung mit den Missionaren, wurden Bruder und Schwester Hung getauft.

Bald darauf wurde Bruder Hung Hausmeister des Zweiges Macau. Während im darauffolgenden Jahr das Versammlungshaus renoviert wurde, fiel in das aus Holz grob gezimmerte Taufbecken oft Schutt und Ruß.

Eimer um Eimer leerte er die abflußlose Holzwanne und trug das Wasser die Treppe hinauf, um es draußen in einen Abfluß zu schütten. Wenn das Becken dann gereinigt war, füllte er es wieder mit einem Schlauch.

„Bruder Hung reinigte jede Woche stundenlang das Taufbecken", erinnert sich Elder Gary Swenson, der damalige Zweigpräsident von Macau. „Er tat das unabhängig davon, ob es eine Taufe gab. Er hoffte einfach immer, es würde eine geben."

Bruder Hung war entschlossen, alle Gebote zu halten und auch den Zehnten zu zahlen, obwohl er finanzielle Schwierigkeiten hatte. „Die schwierigste Glaubensprüfung nach meiner Taufe kam zu Schulbeginn. Wir hatten einfach nicht genügend Geld, um unsere beiden Töchter zur Schule zu schicken", erzählt er.

„Dann sah ich eines Nachts im Traum Jesus Christus mit ausgestreckten Armen. Er sagte zu mir: ‚Gräme dich nicht, sorge dich nicht. Wenn du meine Gebote hältst, segne ich dich.'"



Bruder Hung hilft bei der Renovierung des Versammlungshauses in Macau mit.

Ein paar Tage später rief ein Freund aus Hong Kong an und bot ihm an, die Ausbildung seiner Kinder zu finanzieren.

Achtzehn Monate nachdem sich Bruder Hung der Kirche angeschlossen hatte, wurde er als Zweigpräsident berufen, und zwar als erster örtlicher Bruder. Bis dahin hatten nur Missionare über den Zweig präsidiert. „Die Mitglieder in Macau sind tief bewegt von Bruder Hungs Demut und seiner tiefen, wahrhaft christlichen Liebe", weiß Elder Leland Chand, ein Missionar im Zweig Macau, zu berichten.

Klettert man als Besucher die leiterartige Treppe zu der aus einem Raum bestehenden Wohnung der Hungs hinauf, so begrüßt einen das offene, breite Lächeln von Bruder Hung und das eher stille seiner Frau. Dieses Gefühl der Wärme und auch seine Mehrsprachigkeit zieht Flüchtlinge und andere Neuankömmlinge in Macau an, und so dolmetschen die Hungs häufig für Leute, die sich für die Kirche interessieren. Mehr als einmal hat Bruder Hung gemeinsam mit den Missionaren in dichtbesetzten Blechhütten gelehrt, während sich weitere Menschen um die Tür drängten, um zuzuhören. Sein Vorbild und sein ergreifendes Zeugnis haben bereits etliche Familien veranlaßt, sich der Kirche anzuschließen.

„Durch ständiges Schriftstudium habe ich die große Güte Gottes gekostet und die Führung des Heiligen Geistes erlangt", sagt Bruder Hung. „Ich habe eine unerschöpfliche Wahrheitsquelle gefunden. Es sind die Worte und Lieder in mir, die am schönsten ausdrücken, was ich empfinde: ‚Gott liebt mich, und ich liebe Gott. Er führt mich, und ich folge. Ewig derselbe, weist er mir den Weg.'" □

Die Schriftstellerin Nanette Larsen ist FHV-Lehrerin (Von Mensch zu Mensch) in der Gemeinde Capitol Hill II in Salt Lake City.



Illustration von Parry Merkley

OPFER UND DARBRINGUNGEN



EIN HINWEIS AUF CHRISTUS

Richard D. Draper

Das erste Gebot, das Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Garten von Eden empfingen, bestand darin, „daß sie den Herrn, ihren Gott, anbeten und die Erstlinge ihrer Herden dem Herrn als Opfer darbringen sollten" (Mose 5:5). Das Gesetz des Opferns war also, den Aufzeichnungen zufolge, eine der ersten offenbarten Verordnungen.

Warum wurde diese heilige Handlung als allererste verordnet? Weil der „natürliche Mensch" (siehe Mosia 3:19), einmal von Gott getrennt, sich letztlich von ihm abwenden würde. Das Leben des Menschen würde sich um Irdisches drehen, denn es würde den Anschein haben, es sei die Erde, die alle seine Bedürfnisse deckte, ja selbst seine Existenz ermöglichte. Ein einziges Gesetz würde ihm als notwendig erscheinen: das Gesetz der Selbsterhaltung.

Was würde ihn also zu einem gottgleichen Leben hinführen? Präsident David O. McKay antwortet darauf mit tiefem Einblick:

„Zugegeben, das Göttliche in ihm würde ihn immer drängen, über sich selbst hinauszuwachsen. Doch seine Verehrung des Unendlichen konnte nur durch die Verehrung einer Verkörperung göttlicher Macht zum Ausdruck kommen: Verehrung von Sonne, Mond, Donner, Blitz, Wasserfall, Vulkan usw.

Der Herr in seiner Gnade und Liebe hat dem Menschen das Evangelium offenbart. Eins der ersten Gebote löste im Grunde genommen das Gesetz der



Selbsterhaltung ab, nämlich das *Gesetz des Opferns*, was bedeutete: das beste, was die Erde hervorbringt, die besten Tiere der Herde, sind nicht für den Menschen, sondern für Gott bestimmt. Der Mensch sollte Gott verehren, nicht die Erde." („The Atonement", *Instructor*, März 1959, Seite 65f.)

Mit anderen Worten: Der Mensch sollte sein Vertrauen auf Gott setzen, und von Gott würde er empfangen, was er brauchte. Daß er dem Herrn das Beste opferte, wurde zum Symbol völligen Vertrauens auf Jahwe, den Geber sowohl des irdischen als auch des ewigen Lebens.

Für die Dauer der nächsten vier Jahrtausende würde diese heilige Handlung unter den mit Bündnisschluß, Bündnisbefolgung und Bündniserneuerung zusammenhängenden heiligen Handlungen die wichtigste Stelle einnehmen und daher auch zu den grundlegenden heiligen Handlungen im Haus des Herrn gehören. Im Gegensatz zu einer verbreiteten Ansicht war das Opfern in alter Zeit eine inspirierende, erbauliche heilige Handlung, etwas Heiliges, mit dem Zweck, das Wesen und die Mission Christi kundzutun.

Das Alte Testament kennt viele verschiedene Opferarten und verschiedene Abstufungen jeder Art. Aber nicht jede Opferung war eine selbständige heilige Handlung. Alle Opfer waren Teil einer einzigen Verordnung, nämlich „des Gesetzes des Opferns". Diese von Gott offenbarte heilige Handlung diente zusammen mit allen anderen heiligen Handlungen einer bestimmten göttlichen Absicht, nämlich den natürlichen Menschen zu einem Sohn Gottes zu machen. Der Prophet Joseph Smith hat gelehrt: „Daß man von neuem geboren wird, geschieht durch Verordnungen mittels des Geistes Gottes." (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, 1983, Seite 164.) Das Gesetz des Opferns war also ein Mittel, wodurch man den Heiligen Geist erlangen konnte, um wie Paulus es ausgedrückt hat, zur „neuen Schöpfung" zu werden (2 Korinther 5:17). Der gläubige Hebräer, der an diesen Riten teilnahm, erfuhr „ein Einströmen, eine neue – und fortwährende – Schöpfung aus der Höhe".

Wenn das Blut eines Tieres vergossen wurde, ... geschah es in Nachahmung oder als Sinnbild oder zur Erklärung dessen, was durch die Hingabe Gottes selbst geopfert werden sollte.
– Joseph Smith

Auf diese Weise machte er sich das Wesen Gottes zu eigen (siehe Truman G. Madsen, „The Meaning of Christ", *BYU Studies*, Band 15, Nummer 3, Frühjahr 1975, Seite 286.)

Es war aber nicht durch den Ritus an sich, daß diese Wandlung bewirkt wurde, sondern vielmehr durch den Geist, in dem er offenbart und mit dem er vollzogen wurde. Der Geist machte daraus eine erbauliche, inspirierende heilige Handlung. Eine unverzichtbare Voraussetzung dafür war der Glaube. Erst diese „Gewißheit dessen, was man erhofft", und dieses „Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht" (Hebräer 11:1, Bibelübersetzung von Joseph Smith) machte dem, der an einer solchen heiligen Handlung teilnahm, begreiflich, was da geschah; und es ließ ihn sein Leben dem Bündnis unterordnen, so daß er die geistige Stärke empfing, die ja der Zweck des Ganzen war. Im Mittelpunkt des Gesetzes der Verrichtungen und Verordnungen stand Christus. Nachdem Adam die heilige Handlung gehorsam, wenn auch unwissend, „viele Tage" lang vollzogen hatte, erklärte ihm ein Engel: „Dies ist ein Sinnbild für das Opfer des Einziggezeugten des Vaters, der voller Gnade und Wahrheit ist.

Darum sollst du alles, was du tust, im Namen des Sohnes tun, und du sollst Umkehr üben und Gott im Namen des Sohnes anrufen immerdar." (Mose 5:7,8.)



Joseph Smith hat in diesem Zusammenhang betont: „Gewiß konnte es keinem Menschen nützen, wenn das Blut eines Tieres vergossen wurde, außer es geschah in Nachahmung oder als Sinnbild oder zur Erklärung dessen, was durch die Hingabe Gottes selbst geopfert werden sollte." (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, 1983, Seite 61.)

VON ADAM BIS JAKOB

Von den Tagen Adams an bis zu den Tagen Jakobs wurden durch diese heilige Handlung die Bündnisse des Herrn mit den Menschen erneuert. Damals gab es noch keine bis in alle Einzelheiten festgelegte Zeremonie, wie sie später dem Mose offenbart wurde, sondern es gab offenbar nur zwei Arten von Opfer: Brandopfer und Schlachtopfer (siehe C. F. Keil und F. Deliztsch, *Commentary on the Old Testament*, Grand Rapids, Michigan, 1976, 1:268f.).

Das Brandopfer. Die erste offenbarte Art von Opfer war das Brandopfer. Durch ein Brandopfer wurde der Mensch für Gott annehmbar. Er stellte Gott dadurch zufrieden und machte sein eigenes Leben annehmbar in der Sicht Gottes. Auf diese Weise wurden ihm die Segnungen der Sühne zuteil, und er erfreute sich der Begleitung des Heiligen Geistes (siehe Levitikus 1:4). „Ein Brandopfer ist . . . ein Feueropfer zum beruhigenden Duft für den Herrn" (Levitikus 1:9). Der Herr ließ zu, daß fast für alle Opferarten verschiedene Tierarten geopfert würden, und so konnte jeder ein Opfer bringen, auch Arme.

Für alle Tieropfer galten allgemeine Regeln, wenn auch für verschiedene Tiere bestimmte Einzelheiten anders geregelt waren.

Als Opfertiere kamen in Frage: Stiere, männliche Lämmer, Ziegenböcke und Turteltauben. Das Tier wurde an die Nordseite des Altars geführt, wo ihm der Opfernde erst die Hände auf den Kopf legte und es dann schlachtete. Der Priester fing das Blut in einer Schüssel auf und besprengte damit gegenüberliegende Ecken des Altars, um zu versinnbildlichen, daß alle Sünde durch den Tod des Herrn zugedeckt würde. Der Opfernde häutete dann das Tier und gab die Haut dem Priester, der sie für sich behalten oder für den eigenen Unterhalt verkaufen konnte. Dann trennte der Opfernde Kopf und Beine vom Rumpf und entfernte auch die Eingeweide und das Fett. Die Eingeweide und die Beine wurden mit Wasser gewaschen. Dann ordnete der Priester alles auf dem Altar an und verbrannte es.

Bezeichnend für das Brandopfer war das Zerteilen des Tieres und das Waschen mit Wasser. Diese Art von Opfer erhielt dadurch eine eigene Dimension und einen eigenen Sinn. Jeder Teil des Tierleibes konnte als Sinnbild für verschiedene Aspekte des menschlichen Lebens aufgefaßt werden: der Kopf für das Denken, die Beine für das Gehen, die Eingeweide für die Gefühle und Empfindungen des Herzens. Das Fett symbolisierte Gesundheit und Lebenskraft des ganzen Tieres (siehe Andrew Jukes, *The Law of the Offerings*, Grand Rapids, Michigan, 1976, Seite 63). Durch das Waschen der Eingeweide und Beine deutete man auf die Notwendigkeit hin, geistig rein zu sein – nicht nur im Tun, sondern auch in dem, was man sich wünscht (siehe Epheser 5:26; siehe auch Jukes, *The Law of the Offerings*, Seite 71). Insgesamt stellt dies alles das Leben und Wesen des Erretters dar. Alles, was der Herr empfand, dachte und tat, sein ganzes Leben, war Gott untergeordnet. Zugleich verdeutlichte das Opfern: Wenn jemand sich Gott unterordnet, ist sein Leben dem Herrn angenehm, ist der Herr damit zufrieden.

Das Schlachtopfer. Das Schlachtopfer war ein Symbol des Bundes zwischen Jahwe und den verschiedenen Patriarchen.

Der Opfernde behielt einen Teil des Opfers für sich, und nur ein Teil des Opfers wurde verbrannt. Der Rest wurde zubereitet und vom Haushalt des Opfernden verzehrt – ein Sinnbild für die lebendige Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen.

Daraus wird verständlich, warum Jakob ein Schlachtopfer darbrachte, bevor er seine Familie nach Ägypten führte (siehe Genesis 46:1). Er bat den Herrn, den Bund mit den Kindern Israel aufrechtzuerhalten, während sie in einem fremden Land lebten. Erst als ihm bestätigt worden war, daß es so sein würde, zog er nach Ägypten (siehe Genesis 46:2–4; Keil und Delitzsch, *Commentary*, 1:268f.).

In den vierhundert Jahren, während denen Israel sich in Ägypten zu einem mächtigen Volk entwickelte, war aber die Beziehung mit Jahwe schweren Belastungen ausgesetzt. Nicht einmal die Versklavung machte das Volk demütig genug, um zu Gott zurückzufinden (siehe Ezechiel 20:6–8).



DAS GESETZ DES MOSE

Am Sinai wollte Gott den Bund erneuern und das Volk rein machen, aber die Menschen lehnten sich auf. In seiner Gnade gab er ihnen ein Gesetz, das sie zu ihm hinführen würde. Es war notwendigerweise ein strenges Gesetz, das tägliche Verrichtungen und heilige Handlungen erforderte, „damit sie ständig an Gott und ihre Pflicht ihm gegenüber dächten" (Mosia 13:30). Das Gesetzessystem lief darauf hinaus, daß die Menschen Gott täglich ihre Treue gelobten (siehe Bruce R. McConkie, *The Promised Messiah*, Salt Lake City, 1978, Seite 426). Das Gesetz diente aber auch einem anderen Zweck: Gott kündigte dem Volk sein Kommen und sein Sühnopfer an, und zwar durch Sinnbilder und Symbole, die der Herr in jeden Aspekt des Gesetzes einflocht (siehe 2 Nephi 11:4).

Elder Bruce R. McConkie hat erläutert, wie Gott Sinnbilder gebraucht:

„Um die ewigen Wahrheiten, die wir annehmen und glauben müssen, auf daß wir errettet werden, in unserem Denken fest zu verankern, um ihren eigentlichen Sinn und ihre Bedeutung unvergeßlich zu machen und um immer und immer wieder unsere Aufmerksamkeit auf die errettende Wahrheit zu lenken, gebraucht der Herr Sinnbilder. Abstrakte Prinzipien werden leicht vergessen, ihr tieferer Sinn leicht übersehen, aber sichtbare Verrichtungen und wirkliche Erlebnisse prägen sich dem Geist so ein, daß sie nie wieder verlorengehen." (*The Promised Messiah*, Seite 377.)

Durch die Verordnungen des Gesetzes des Mose festigte sich im gläubigen Israeliten die Hoffnung auf ein ewiges Leben als Folge der Sühne Christi. Der Israelit stützte sich dabei auf den Geist der Prophezeiung, der allen mosaischen Riten zugrunde lag. Der Prophet Mormon hat erläutert:

„Trotz des Gesetzes des Mose schauten sie nach dem Kommen Christi aus, denn sie betrachteten das Gesetz des Mose als ein Vorbild seines Kommens und glaubten, diese äußerlichen Verrichtungen befolgen zu müssen bis zu der Zeit, da er sich ihnen offenbaren würde.

Sie meinten aber nicht, daß die Errettung durch das Gesetz des Mose käme; sondern das Gesetz des Mose diente ihnen dazu, den Glauben an Christus zu stärken; und so bewahrten sie sich eine Hoffnung durch den Glauben, nämlich auf ewige Errettung, und stützten sich auf den Geist der Prophezeiung, der von dem sprach, was kommen würde." (Alma 25:15,16.)

Dieser „Geist der Prophezeiung", von dem Alma hier spricht, eröffnete den Israeliten den Zugang zu Einzelheiten des künftigen Werkes des Messias, die sich auf ihre persönliche Errettung bezogen (siehe Jukes, *The Law of the Offerings*, Seite 13.)

Durch den Geist der Prophezeiung konnten die Hebräer in jeder heiligen Handlung ein Sinnbild für den ewigen geistlichen Dienst des Messias erkennen. „Die Verrichtung aller derartiger heiliger Handlungen von Adam bis Christus fällt daher in die Kategorie messianischer Handlungen und Verrichtungen." (McConkie, *The Promised Messiah*, Seite 378.) „Daher deutete alles, was mit dem niedrigeren Gesetz zusammenhing, auf Christus und sein Evangelium hin. Jede mosaische Verrichtung war als Sinnbild von Künftigem, als Vorausdeutung auf Kommendes angelegt." (Ebd., Seite 416.)

Die mosaische Verordnung des Opferns umfaßte zwei Opferarten: das freiwillige Opfer (Brandopfer, Heilsopfer und Fleisch- oder Getreideopfer) und das verpflichtende Schuldopfer (Sünd- und Übertretungsopfer). Die Durchführung war zwar in jedem verschieden, aber es gab gemeinsame Elemente: das Opfer, den Opfernden, den Ort des Opferns, das Händeauflegen, den Priester, Salz, Feuer und Blut.

Was geopfert wurde. Geopfert wurden Tiere von der Herde, bestimmte Vögel und Getreide oder Getreideprodukte. Ein Opfertier mußte von Gott reingesprochen worden sein und zur Nahrung taugen (siehe Levitikus 11:1–12; Deuteronomium 14:4). Es mußte ein Haustier sein (siehe Levitikus 1:2,3,10; Levitikus 22:21; Numeri 15:3) und durfte keine Mängel aufweisen (siehe Levitikus 22:19,20). Getreide mußte zu Mehl gemahlen, geröstet oder gedörrt sein.

Der Opfernde. Das Opfer war nicht nur Sinnbild des Erretters, sondern auch des Opfernden. Es ist ganz offensichtlich, daß das Opfertier ein Sinnbild für den Herrn war. Die Makellosigkeit stellte die Reinheit des Erretters dar. Aber darin erschöpfte sich der Symbolismus noch nicht. Im Mittelpunkt des Rituals steht auch die Notwendigkeit des einzelnen, für Gott annehmbar zu sein, um aus dem Bund Nutzen ziehen zu können. Wenn er sein Leben symbolisch dem Herrn überließ, wurde er zum Sinnbild für Christus. Der Erretter hat durch seine Barmherzigkeit und seinen Glauben

Als Opfertiere kamen in Frage: Stiere, männliche Lämmer, Ziegenböcke und Turteltauben. Das Tier wurde an die Nordseite des Altars geführt, wo ihm der Opfernde erst die Hände auf den Kopf legte und es dann schlachtete.

aus sich selbst ein annehmbares Opfer gemacht, wodurch die Versöhnung bewirkt wurde (siehe Hebräer 2:17 und 2:9). Indem sich der Israelit den Absichten Gottes weihte, versöhnte er sich mit ihm.

Der Priester. Zwar bereitete jeder selbst das Opfer für sich oder seine Familie vor, aber er durfte sich nicht dem Altar nähern. Solange die Sühne nicht vollzogen war, galt er als sündig und durfte heilige Bereiche nicht betreten. Er brauchte einen Mittler, einen Priester, der für ihn handeln konnte. Nur der Priester durfte zum Altar gehen, um das Opfer zu bringen, das den Angehörigen des Volkes Israel rein und annehmbar machte. In dieser Rolle stellte der Priester Christus dar, den großen Mittler zwischen Gott und den Menschen.

Der Altar. Der Aufenthaltsort Gottes war zwar das Offenbarungszelt, später der Tempel, aber der Altar war der Ort, wo Jahwe seinem Volk begegnen wollte, wie er verheißen hatte, wo er zu seinem Volk sprechen und sich mit ihm versöhnen wollte (siehe Exodus 29:42).

Auf dem Altar brannte immer ein Feuer. Das Feuer auf dem ursprünglichen Altar des Mose und des Aaron war von Jahwe selbst entzündet worden (siehe Levitikus 9:23,24). Der Priester hatte die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß das Feuer immer brannte – ein Sinnbild für den Fortbestand des Bundes, der die heilige Handlung des Opferns erst wirksam machte.

In den heiligen Schriften steht das Feuer oft für zweierlei: für die reinigende Wirkung des Heiligen Geistes und für die Qual der Verdammnis. Dies rührt daher, daß Feuer alles Verderbliche verzehren und alles Unverderbliche läutern und reinigen kann (siehe Keil und Delitzsch, *Commentary,* 8:280). „Alle Feuer auf allen Altären der Vergangenheit, auf denen das Fleisch von Tieren verbrannt wurde, bedeuteten, daß der Heilige Geist, den Gott Vater wegen des Sohnes senden würde, eine geistige Reinigung bewirken würde." (McConkie, *The Promised Messiah,* Seite 432.) Alle Opferschlachtungen wurden im Innenhof des Bundeszeltes oder Tempels vollzogen, also in der Nähe des Altars und des Feuers.

Das Händeauflegen. Bevor das Tier getötet wurde, legte ihm der Opfernde die Hände auf den Kopf, wodurch eines von zwei Dingen symbolisiert wurde, je nachdem, ob es sich um ein freiwilliges oder um ein verpflichtendes Schuldopfer handelte. Bei einem Schuldopfer bekannte der Opfernde seine Sünden, während er dem Tier die Hände auflegte. So gingen die Sünden symbolisch auf das Tier über. Das Opfertier wurde so zum Stellvertreter des Opfernden und erlitt die Folgen der Sünde, „denn der Lohn der Sünde ist der Tod" (siehe Römer 6:23; Jukes, *The Law of the Offerings,* Seite 46). Auf diese Weise machte das Opfern deutlich, wie Sündenvergebung durch eine stellvertretende Handlung zustande kommt.

Wenn das Opfer freiwillig war, betete der Opfernde, während er dem Tier die Hände auflegte – ein Sinnbild für die Gefühle, die ihn dazu veranlaßten, dem Herrn eine Gabe darzubringen. So zeigte der Opfernde, daß er sich dem Willen Gottes unterordnete. Diese Weihung war es, die den „beruhigenden Duft" (Levitikus 1:9) oder, wörtlicher übersetzt, „angenehmen Duft" für Gott bewirkte. Mit anderen Worten. Wer sich Gott bereitwillig unterordnet und ihm gehorcht, macht ihn zufrieden (siehe



Keil und Delitzsch, *Commentary,* 1:238,279; Jukes, *The Law of the Offerings,* Seite 46).

Das Blut. Kein anderes von allen Elementen, aus denen sich die Verordnung des Opferns zusammensetzt, spielt eine so wichtige Rolle wie das Blut. Der Herr bestimmte genau, wie es geopfert werden mußte. Je nach Opferart wurde mit Blut das Gehörn des Opfertieres beschmiert, es wurden die vier Wände des Altars damit besprengt oder begossen, oder es wurde am Altarsockel ausgegossen. Das Blut verdeutlichte in dramatischer Weise die Folgen von Sünde und den Vorgang der Vergebung und Versöhnung. Es symbolisierte zugleich Leben und Tod (wobei durch Ausgießen von Blut das Hingeben des Lebens dargestellt wurde). Da der Tod die Folge von Sünde ist, wurde das Tier geschlachtet, um darzustellen, was geschieht, wenn ein Mensch sündigt. Zugleich war das Tier ein Sinnbild für Christus. Indem Christus sein Leben hingab und litt, machte er es für uns möglich, neues Leben zu finden. Das Vergießen von Blut bewirkte Sühne (siehe Levitikus 17:11; Hebräer 9:22). Das hebräische Wort für „sühnen" bedeutet soviel wie „zudecken". Es deutet also nicht an, daß die Sünde nicht mehr vorhanden sei, noch daß der Opfernde sie wiedergutgemacht habe, sondern daß der Erlöser sie zugedeckt hat; die Sünde kann den Menschen nicht mehr von Gott trennen (siehe Keil und Delitzsch, *Commentary,* 1:276). So wird das Blut zum Symbol für den gesamten Vorgang der Versöhnung zwischen Gott und dem Menschen. „All das macht deutlich, daß alle Israeliten, die geistige Erkenntnis besaßen, wußten und verstanden, daß ihre Opferhandlungen Sinnbilder des künftigen Todes dessen waren, dessen Namen sie benutzten, um Gott Vater zu verehren, und daß nicht das Blut auf ihren Altären Sündenvergebung bewirkte, sondern das Blut, das in Getsemani und auf dem Kalvarienberg vergossen würde." (McConkie, *The Promised Messiah,* Seite 258.)



Die heilige Handlung des Opferns führte dem gläubigen Israeliten sinnbildlich das Werk Christi vor Augen. Blut ist das Symbol der Sterblichkeit. Doch Menschenblut kann weder Gerechtigkeit erfüllen noch sühnen – das kann nur durch das Blut eines Gottes geschehen (siehe Alma 34:10–15). Da Jesus sterblich war, konnte er sein Leben geben, und das zählte, weil er ein Gott war. Das Blut des Opfertieres war also ein Sinnbild seiner Sterblichkeit, während die Makellosigkeit des Tieres seine Göttlichkeit symbolisierte. Für eine zutreffende Symbolik waren beide Elemente notwendig.

Nur der Priester durfte zum Altar gehen, um das Opfer zu bringen, das den Angehörigen des Volkes Israel rein und annehmbar machte.

Die Opferung. Als Gott die Verordnung des Opferns offenbarte, gab er dem Mose zuerst Weisung bezüglich des freiwilligen Opfers, dann bezüglich des verpflichtenden Schuldopfers. Bei der eigentlichen Durchführung aber gebot er, das letztgenannte Opfer zuerst darzubringen. Daraus schließen wir, daß Gott sich über die freiwilligen Opfer mehr freut, daß aber die Pflichtopfer den Weg bereiten müssen.

Das Sündopfer. Damit jemand ein freiwilliges Opfer darbringen konnte, mußte er für Jahwe annehmbar sein. Darin lag der Sinn der verpflichtenden Schuldopfer, so genannt, weil man verpflichtet und weil man es dem Herrn schuldig war, ein solches Opfer darzubringen, um Sündenvergebung zu erlangen und für Gott annehmbar zu werden.

Das Schuld- oder „Sündopfer" (Leviti-



kus 5:6,9; Levitikus 9:2) rückt die geistig zerstörende Wirkung der Sünde in den Blickpunkt. Hier wird sichtbar, was Paulus gesagt hat, daß nämlich der Lohn der Sünde der Tod sei (Römer 6:23). Ungerechtigkeit, sei es beabsichtigt oder nicht, führt dazu – oder erfordert –, daß man das Leben verliert. Indem dieses Opfer die Folgen der Sünde bewußtmachte, zeigte es auch auf, worin das Werk Christi im wesentlichen bestand, nämlich im Sühnen, im Zudecken und im Vergeben von Sünde (siehe Jukes, *The Law of the Offerings*, Seite 137f.)

Vom sozialen Stand des Opfernden hing es ab, welche Opfergabe im Fall einer bestimmten Sünde als annehmbar galt, daher die besondere Vielfalt der Formen, die gerade dieses Opfer annehmen konnte. Der Hohe Priester und die ganze Gemeinde mußten an Feiertagen einen Jungstier opfern. Könige opferten einen Ziegenbock, während der gewöhnliche Mann aus dem Volk eine Ziege oder ein weibliches Schaf darbrachte. Arme Leute opferten Tauben, und wenn die Mittel auch dazu nicht reichten, brachten sie „ein Zehntel Efa Feinmehl" dar (siehe Levitikus 4:3,22,23,27,28; Levitikus 5:11).

Die Opferung geschah auf dieselbe Weise wie beim Heilsopfer, nur wurde mit dem Blut je nach dem sozialen Stand des Opfernden verschieden verfahren. Für den Priester und für die ganze Gemeinde wurde das Blut in das Offenbarungszelt oder in den Tempel gebracht, siebenmal vor den Schleier gesprengt, auf die Hörner des Rauchaltars gestrichen und dann am Sockel des Hauptaltars ausgegossen. Das Blut, das für den Herrscher und für den Mann aus dem Volk geopfert wurde, wurde auf die Hörner des Hauptalters gestrichen und am Altarsockel ausgeschüttet. Das Blut der Turteltauben, die von den Armen geopfert wurden, preßte man aus dem Vogelleib und besprengte damit die Wände des Altars. Das Mehl, das die Ärmsten opferten, wurde ohne Öl und Weihrauch auf dem Altar verbrannt.

Das Opferfleisch des gewöhnlichen Israeliten und des Herrschers wurde Eigentum des Priesters. Das Fleisch, das für die ganze Gemeinde und den Hohen Priester geopfert wurde, trug man aus dem Lager oder aus der Stadt hinaus und verbrannte es an einem reinen Ort.

Das Sündopfer hatte nichts mit Sünde oder Sündhaftigkeit im allgemeinen tun, sondern mit „versehentlich" begangenen Sünden (siehe Numeri 15:13,22,27). Damit waren nicht nur Übertretungen gemeint, die durch Unwissenheit, Hast, mangelnder Überlegung oder Nachlässigkeit geschahen, sondern auch solche, die man unabsichtlich beging (siehe Keil und Delitzsch, *Commentary*, 1:302f.). Das Sündopfer deckte also alle Sünden zu, die den Schwächen des Fleisches entsprangen, wie sie dem gefallenen Menschen anhaften.

Dieses Opfer lehrte vor allem eines: daß nämlich die Sühne Christi nicht nur absichtlich begangene Fehlhandlungen zudeckt, sondern auch solche, die aus Unwissenheit geschehen sind. Ohne die Sühne Christi würden Menschen, „die gestorben sind, ohne den Willen Gottes in bezug auf sich zu kennen, oder die unwissentlich gesündigt haben" (Mosia 3:11) von der Gerechtigkeit verurteilt werden.

Das Verbrennen eines Stiers außerhalb des Lagers verdeutlichte nicht nur, daß Sünde einen von Gott und seinem Reich trennt, sondern auch, daß dadurch die Seele zerstört wird. Wenn auf dem Altar Fett verbrannt wurde, dann um zu zeigen, daß das Opfer vollkommen und annehmbar, aber der Träger von Sünden war. So war es auch mit Christus, der außerhalb der Stadt litt (siehe Hebräer 13:11–13), damit der Mensch nicht leiden muß, wenn er umkehrt (siehe LuB 19:16). Daher wurde mit dem Opferblut der Schleier des Allerheiligsten besprengt, zur ständigen Erinnerung daran, daß die Sünden derer, für die Christus gestorben ist, zugedeckt sind, weshalb die Bündnisgemeinschaft fortbestehen konnte.

Das freiwillige Opfer. Nach dem Sündopfer konnte auch ein freiwilliges Opfer dargebracht werden, um zu zeigen, daß man sich Gott unterordnete, wie schon in den Abschnitten über das Brandopfer und das Schlachtopfer erläutert wurde.

Der Apostel Paulus hat gesagt, das Gesetz des Mose sei dazu dagewesen, das Volk „in Zucht zu halten" (Galater 3:24,25). Die Opferverordnung zeigt deutlich, was er damit meinte. Diejenigen, die Glauben haben (die unter dem Einfluß des Geistes der Prophezeiung stehen), haben von Christus gelernt und auf ihn vertraut und sind zu Christus hingeführt worden. So wie wir beim Abendmahl konnten die Israeliten beim Opfern an Gott denken, damit sein Geist bei ihnen war. □

Richard Don Draper ist Lehrer am Religionsinstitut von Orem (Utah) und ist Mitarbeiter im Evangeliumslehre-Autorenkomitee.

SÄUBERE UNS VON ALLEM UNRECHT

Elder Neal A. Maxwell
vom Kollegium der Zwölf

Sexuelle Unmoral schneidet den Menschen von Gott, von den Mitmenschen, ja selbst vom eigenen Ich ab.

Ich bin dankbar für die jungen Erwachsenen in der Kirche und vertraue auf sie. Sie sind eine besondere Generation; daß Sie gerade in dieser Zeit da stehen, wo Sie sind, entspricht dem Plan Gottes. Auf Sie warten besondere Aufgaben. Gemeinsam werden Sie imstande sein, Ihre Mission in der sich entfaltenden Geschichte des Gottesreiches auf Erden zu erfüllen.

Vielleicht fragen Sie sich, weshalb wir manchmal gerade Ihnen gegenüber bestimmte Gebote so sehr betonen. Das hat damit zu tun, daß manche Gebote sich in besonderem Maß auf bestimmte Lebensabschnitte beziehen. Daher auch das besondere Gewicht auf Sittlichkeit und auf Befolgung des siebenten Gebotes: „Du sollst nicht . . . Ehebruch begehen . . . und auch sonst nichts Derartiges tun" (LuB 59:6.)

Die vielen Irrwege und die Sittenlosigkeit unserer Zeit geben diesen letzten fünf Wörtern – „auch sonst nichts Derartiges tun" – wohl besondere Bedeutung.

Im Evangelium und in der Kirche Jesu Christi gibt es nur einen einzigen Maßstab für das Verhalten des Menschen. Es gibt nur einen engen und schmalen Weg für alle – Männer und Frauen, jung und alt, verheiratet und ledig, für reich und arm, ungeachtet der Hautfarbe.

Es muß ja so sein, denn wir verehren einen gerechten Herrn, und er hat gelobt, sich ein reines Volk, sein besonderes Eigentum, zu schaffen (siehe Titus 2:14; LuB 43:14; Deuteronomium 7:6). Mose sprach von einem Volk, das „ihm persönlich gehört" (siehe Deuteronomium 7:6; Exodus 19:5).

Wer entschlossen ist, in einer Zeit zu-



nehmender Sittenverderbnis das strenge, aber glücklichmachende siebente Gebot zu befolgen, muß ein besonderer Mensch sein. Es reicht nicht mehr, zum Durchschnitt zu gehören, ebensowenig wie dies in den Tagen von Sodom und Gomorra ausreichte.

Ganze Zivilisationen gehen ebenso wie einzelne Seelen aufgrund ihres Handelns unter oder werden gerettet. Ein Gelehrter, der sich mit Dutzenden von Zivilisationen befaßt hat, sagt voraus, daß „im Kampf der Nationen diejenigen, die an der Keuschheit festhalten, aller Wahrscheinlichkeit nach die Oberhand behalten", „weil", wie ein Kommentator hinzufügt, „sich so ein Volk bemüht, die Familie intakt zu halten, wohingegen Sittenlosigkeit und Homosexualität sie zerstören" (*The Human Life Review*, Frühjahr 1978, Seite 71).

Das siebente Gebot ist wahrscheinlich das beste Beispiel dafür, wie sehr sich die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage von der Welt unterscheidet, wenn es um grundlegende Verhaltensfragen geht. Die Welt stört es kaum, wenn dieses Gebot übertreten wird, solange die Menschen nur in anderer Hinsicht zum Gemeinwohl beitragen.

Brüder und Schwestern, es kommt sehr darauf an, daß Sie rechtschaffen reagieren lernen, für den Fall, daß Sie mit Versuchung konfrontiert werden. Es ist unnötig und unklug, immer wieder dieselbe Versuchung verarbeiten zu wollen.

Von Jesus lesen wir: „Er litt Versuchungen, schenkte ihnen aber keine Beachtung." (LuB 20:22.) Wir können nicht Zug um Zug, Eigenschaft für Eigenschaft wie Jesus werden, wenn wir nicht lernen, völlig rein zu sein und zwischen Freude und Vergnügen zu unterscheiden. Wollust und Liebe sind so verschieden wie materielle Lust und Freude, Geschwätzigkeit und Klugheit, Affenliebe und Mitgefühl, Passivität und Geduld.

Henry Fairlie (in: *The Seven Deadly Sins Today*, 1978, Seite 187) schreibt voll Einsicht, daß „der Lüstling im Innersten zumeist an einer schrecklichen Leere leidet" und daß er „sich selbst und sein Leben zur Wüste macht". „Wollust", schreibt Fairlie, „ist nicht am Partner interessiert, sondern nur an der Befriedigungen der eigenen Begierde. . . . Wollust stirbt am nächsten Morgen, und wenn sie am Abend wiederkehrt, streunend und suchend, hat sie ihre eigene Vergangenheit schon ausgelöscht." (Ebd., Seite 175.)

Wer so von Sinnlichkeit durchtränkt ist, sucht seine innere Leere durch äußere Reize auszugleichen. Doch in der Mathematik der Triebe ergibt alles, was man mit Null multipliziert, doch immer wieder Null. Die sinnlose Suche geht immer weiter, „denn", wie Samuel der Lamanit klagte, „ihr habt alle Tage eures Lebens nach dem getrachtet, was ihr nicht erlangen konntet, . . . ihr habt das Glücklichsein darin gesucht, daß ihr Übles getan habt" (Helaman 13:38; siehe auch Alma 41:10; Mormon 2:13).

Und so kommt es, daß sexuelle Unmoral den Menschen schließlich von Gott, von den Mitmenschen, ja selbst vom eigenen Ich abschneidet. So kommt es, daß das Gelächter der Welt nichts weiter ist als Einsamkeit, die kläglich versucht, sich Mut zu machen. Unsittlichkeit ist nicht Selbstbestätigung – sie läßt vielmehr die eigene Bedeutung schrumpfen.

„Wer Ehebruch treibt, *ist ohne Verstand*, nur wer sich selbst vernichten will, läßt sich darauf ein." (Sprichwörter 6:32.) Es mag zwar heute Mode sein, aber es zeigt Unverstand und bringt nur Nachteile.

Sie kennen doch die Bitte „Mehr Kraft aus den Höhn" in einem unserer Lieder. Der Schlüssel dazu ist: „Mehr Heiligkeit gib mir" (*Gesangbuch*, Nr. 50). Beeinträchtigte sittliche Reinheit bedeutet beeinträchtigten Dienst für die Menschheit, denn Unreinheit stumpft die Seele ab, macht uns weniger einfühlsam, blind für das Schöne und taub für die Eingebungen des Geistes.

Gott erwartet von uns tieferes Empfinden. Aber gerade diejenigen, die ihr Empfindungsvermögen, sprich: ihre Sinne glorifizieren, haben bald „kein Gefühl mehr", wie uns – von Nephi und Mormon – zweimal gesagt wird (1 Nephi 17:45; Moroni 9:20).

Sexuelle Unmoral ist nicht nur an sich etwas Falsches; sie nährt auch mehr als die meisten anderen Sünden den tödlichen Virus des Egoismus.

Trieb bleibt Trieb, daran ändert kein noch so geschickt gemachtes oder modisches Mäntelchen etwas. Nicht von ungefähr sagt Alma, daß wir unsere „Leidenschaften zügeln" müssen, damit wir „von Liebe erfüllt" seien (Alma 38:12). Wenn diese Leidenschaften echte Liebe wären, müßte man sie nicht zügeln oder durch etwas anderes ersetzen.

Wenn wir ferner von Menschen lesen, die ihr Herz auf die Nichtigkeiten der Welt gesetzt haben, so ist damit auch Sinnlichkeit gemeint. Wenn eines Menschen Herz in Weltlichkeit erstarrt ist, muß ihm erst das Herz brechen, bevor er sich ein neues schaffen kann: „Schafft euch ein neues Herz und einen neuen Geist!" (Ezechiel 18:31.)

Man muß sich unbedingt von vornherein im klaren darüber sein, wie man auf Versuchung reagieren wird. Als Josef der Zudringlichkeit von Potifars Frau widerstand (siehe Genesis 39:7–12), war er vorbereitet. Er erklärte standhaft, daß er Potifar, vor allem aber Gott die Treue halten würde: „Wie könnte ich . . . ein so großes Unrecht begehen und gegen Gott sündigen?" (Vers 9.) Josefs Gehorsam war getragen von vielfacher Treue: gegen Gott, gegen sich selbst, gegen seine künftige Familie, gegen Potifar, ja selbst gegen dessen Frau, die sich vielleicht durch ihr Suchen nach Sinnlichem krank gemacht hatte.

Illustration von Scott Snow

Hier wird deutlich, daß sich Unsittlichkeit nicht mit Verantwortungsbewußtsein in anderen Bereichen verträgt. Was wäre, wenn unsere Sorge um die Umwelt einmal auf das Wesen des Menschen angewandt würde? Jeder, der einen Ehebruch oder eine homosexuelle Handlung begehen wollte, müßte zuerst nachweisen, daß sich dies nicht nachteilig auf die Umwelt auswirkt. Die zu erwartenden, sich immer weiter fortpflanzenden Folgen würden erfaßt und dargestellt, so daß Übertreter und Irregeleitete sich wenigstens überlegen könnten, was sie sich selbst und anderen da antun.

In einer der seltenen längeren rechtschaffenen Epochen gab es keine sexuelle Unmoral, und „gewiß konnte es kein glücklicheres Volk unter allem Volk geben, das von der Hand Gottes erschaffen worden war" (4 Nephi 1:16).

Hätten die Menschen in dieser Gesellschaft oder in der Stadt Henochs denn alle materiellen Güter gemeinsam besitzen können, wenn dort der Virus des Egoismus grassiert wäre?

Kann man, wenn man das siebente Gebot übertritt, wirklich behaupten, man liebt Gott mit ganzem Herzem, wo einem doch ein Augenblick des Vergnügens viel wichtiger ist? Kann man, wenn man das siebente Gebot bricht, wirklich behaupten, man liebt seinen Nächsten wie sich selbst? Sagt man denn dann nicht falsch darüber aus, worauf es einem im Leben wirklich ankommt? Entehrt man nicht Vater und Mutter, wenn man das siebente Gebot bricht?

Schon ein kurzer Blick auf die Ökologie Gottes läßt Zusammenhänge zwischen den Geboten erkennen. Eine lange, gründliche Betrachtung eröffnet einem noch viel mehr.

Petrus schreibt davon, wie der gesetzwidrige Schmutz von Sodom und Gomorra Lot quälte (2 Petrus 2:7,8). Bestimmt wissen auch Sie, die „[Kinder] des Lichts", wie es ist, solche Qual ertragen zu müssen, sei es durch die Sprache, durch die Musik, durch Filme oder Literatur. Ich frage mich sogar, ob so eine übermächtige Umwelt nicht ein Beweggrund für die Heiligen werden könnte, unablässig um das Kommen des Herrn zu beten, wie wir es ja tun werden. Jesus prophezeite von den Letzten Tagen, daß in vielen die Liebe erkalten wird, weil das Übeltun überhand nimmt; es wird immer weniger Liebe in der menschlichen Gemeinschaft geben (siehe Matthäus 24:12). Wegen zunehmenden Übeltuns werden die Menschen auch immer mehr verzweifeln, wie Moroni sagt (siehe Moroni 10:22). Der gefühllos gewordene Mensch verliert so auch die Hoffnung, und durch Unsittlichkeit verliert er den Glauben und die Liebe. Und wo bleiben dann Glauben, Hoffnung und Liebe? (Siehe LuB 42:23.)

Wenn wir das siebente Gebot übertreten, schaden wir uns selbst und auch anderen. Wenn wir mit uns selbst nicht zufrieden sind, bekommen das auch andere zu spüren. So gesehen gibt es keine Sünde, die Privatsache ist. Außerdem hindert Wollust wahre Liebe an der Entfaltung und hält uns also davon ab, das wichtigste und erste Gebot zu befolgen, ebenso das zweite.

Meine Freunde, wenn Sie nicht in zunehmendem Maß rein werden, können Sie weder Ihr Ziel erreichen noch Ihre Aufgabe erfüllen. Reinheit steht Ihnen gut an und hilft Ihnen, bessere Menschen zu werden.

Wenn in der Vergangenheit Fehler geschehen sind, so hören wir uns doch an, was dem, der seine Sünden bekennt und davon abläßt (siehe LuB 58:42,43), zugesichert ist:

„Kommt her, wir wollen sehen, wer von uns recht hat, spricht der Herr. Wären eure Sünden auch rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee. Wären sie rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle." (Jesaja 1:18.)

„Keines der Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hat, wird ihm angerechnet. Wegen seiner Gerechtigkeit wird er am Leben bleiben." (Ezechiel 18:22.)

Hören Sie, was Elder James E. Talmage geschrieben hat: „Zu den heiligen Handlungen des Endowments gehören auch bestimmte Verpflichtungen, die der Betreffende auf sich nimmt; er verspricht in einem feierlichen Gelübde, das Gesetz völliger Tugend und Keuschheit zu befolgen." (*Das Haus des Herrn*, Seite 80.)

Es ist bedeutsam, daß zu den Bündnissen, die der Herr von uns im heiligen Tempel fordert, nicht beispielsweise das konkrete Gebot gehört, den Sabbat heiligzuhalten oder Vater und Mutter zu ehren, obwohl diese Gebote sehr wichtig sind.

Die Betonung liegt vor allem auf dem siebenten Gebot!

Meine lieben Freunde, Sie sind die Vorhut der rechtschaffenen Geister, die in den Letzten Tagen in die Kirche gesandt werden. Vor Beginn der Zeit – vor Grundlegung der Welt – wurde beschlossen, daß Sie bei der Errettung von Menschen in den Letzten Tagen mitwirken würden, und Sie wurden darauf auch vorbereitet.

Diese herrliche Mission können Sie nicht erfüllen, wenn sie so werden wie die Welt ist! Machen Sie, anstatt sich von der Welt beflecken zu lassen, doch Ihren rechtschaffenen Einfluß geltend!

Bleiben Sie jetzt dem treu, was Sie vor langer Zeit empfunden haben, als der Herr seinen Errettungsplan in Gang setzte und den Grund dieser Erde legte, „als alle Morgensterne jauchzten, als jubelten alle Gottessöhne" (Ijob 38:7). □

Für diesen Artikel wurde eine Ansprache von Elder Neal A. Maxwell bearbeitet. Er hielt sie am 23. Juni 1985 anläßlich einer Fireside für Junge Erwachsene am Tempelplatz in Salt Lake City, Utah.

(Fortsetzung von S. 25)

ter und zeigt auf, daß das Melchisedekische Priestertum, welches das höhere Gesetz verwaltet, über dem Aaronischen oder Levitischen Priestertum steht, welches das geringere Gesetz verwaltet.

Dieses Kapitel gibt sehr viel Aufschluß über das Priestertum; darin wird beispielsweise gesagt, daß Vollkommenheit nur durch das Melchisedekische Priestertum möglich ist (Vers 11,12), daß das Melchisedekische Priestertum nicht auf die Abstammungslinie beschränkt ist (Vers 13–15), daß das Priestertum ewig ist (Vers 16,17), daß man es mit einem Eid und Bund empfängt (Vers 20,21) und daß auch der Priestertumsdienst Christi ewig ist (Vers 27,28).

Man faßt dieses Kapitel am besten als sinnbildlich auf: Der Hohe Priester Melchisedek wird als Sinnbild für Christus aufgefaßt; sein Volk symbolisiert die Priestertumsordnung Christi und seiner Jünger.

Von allen Versen dieses Kapitels wird wahrscheinlich der vierundzwanzigste am häufigsten mißverstanden und gibt oft Anlaß zur Diskussion. Die Meinungen gehen bezüglich der Bedeutung des griechischen Wortes auseinander, das in der Einheitsübersetzung mit „unvergänglich" übersetzt ist: „Er aber hat, weil er auf ewig bleibt, ein *unvergängliches* Priestertum."

Die Übersetzer der King-James-Bibel haben dazu folgende Randbemerkung gemacht: „Oder: das nicht von einem auf den andern übergeht." Diese Übersetzung bekräftigt das Argument Luthers, daß nur Christus das Priestertum ausgeübt habe, daß sein Priestertum nicht auf andere übertragen worden sei und daß es in der Kirche kein formales Priestertum gäbe. In etlichen Kommentaren und Bibellexika wird diese Glosse als die richtige Übersetzung bezeichnet, obwohl sie sich durch nichts belegen läßt und auch der Textzusammenhang diese Ansicht nicht stützt.

„Unvergänglich" ist hier die Übersetzung des griechischen Wortes „aparabaton". Man hat sich jahrelang mit der Bedeutung dieses Wortes im Altgriechischen befaßt, und kein einziger dem Verfasser bekannter Altphilologe kann irgendeinen Text nennen, wo dieses Wort „nicht übertragbar" bedeutet, wohingegen es für den Gebrauch des Wortes im Sinne von „unvergänglich" und „unveränderlich" zahlreiche Beispiele gibt. Will man also dem altgriechischen Sprachgebrauch gerecht werden, so ist die beste Übersetzung wohl „unvergänglich".

Kittel kommt in seinem Kommentar *Theological Dictionary of the New Testament* beispielsweise zu folgendem Schluß: „Man sollte an der Übersetzung ‚unveränderlich' festhalten, da der aktive Gebrauch (‚nicht übertragbar') an keiner anderen Stelle belegt ist [2]." Moulton und Milligan schreiben in ihrer Bedeutungslehre des Griechischen *The Vocabulary of the Greek Testament*: „Fest steht, daß der funktionale Gebrauch des Wortes, verglichen mit dem späten literarischen Gebrauch, sehr gegen die Übersetzung ‚nicht übertragbar' spricht [3]."

Der Textzusammenhang im 7. Kapitel des Hebräerbriefes selbst begünstigt die Übersetzung „unveränderlich", während „nicht übertragbar" sinnstörend wäre. Der Verfasser leitet das siebente Kapitel ein, indem er hervorhebt, daß das Priestertum ewig ist. Melchisedek „bleibt Priester für immer", heißt es im 3. Vers, und es wird von ihm bezeugt, daß er immer noch lebt (Vers 8); ein anderer wird Priester „durch die Kraft unzerstörbaren Lebens" (Vers 16); „Du bist Priester auf ewig" (Vers 17,21); „Er aber hat, weil er auf ewig bleibt, ein unvergängliches Priestertum" (Vers 24).

Nichts im ganzen Kapitel deutet auf „nicht übertragbar" hin. Das Priestertum ist ewig, und der Träger verliert es nie, außer durch Übertretung. Gewiß ist das Priestertum eines Mannes in einem ganz bestimmten Sinn nicht übertragbar – es gehört ihm allein, „unveränderlich" und auf ewig. Aber das bedeutet nicht, daß er einem anderen nicht das Priestertum übertragen kann, wenn er dazu bevollmächtigt ist.

Das Priestertum ist in einer bestimmten „Ordnung" organisiert. Christus war ein Priester „nach der Ordnung Melchisedeks" (Vers 17). Die Tatsache, daß Melchisedek eine Priestertumsordnung hatte, zeigt deutlich, daß Jesus nicht der einzige Priestertumsträger gewesen ist. Wäre Christus der einzige gewesen, so hätte es auch keine „Ordnung" gegeben.

Diese Ansicht findet man auch bei den Kirchenvätern aus der Zeit vor dem nizäischen Konzil bestätigt. Ignatius, der Bischof von Antiochien, der 135 n. Chr. starb, hat geschrieben: „Das Priestertum ist *das Höchste von allem Guten unter den Menschen*. Ist jemand verrückt genug, sich dagegen zu wenden, so schmälert er nicht die Ehre von Menschen, sondern von Gott und Jesus Christus, dem Erstgeborenen und einzigen natürlichen Hohen Priester des Vaters [4]."

Ignatius deutet hier an, daß Christus der einzige Hohe Priester *des Vaters* ist. Er sagt aber nichts aus über diejenigen, die das Melchisedekische Priestertum empfangen haben, „das heilige Priestertum nach der Ordnung des Sohnes Gottes" (LuB 107:3); das sind nämlich die Hohen Priester *des Sohnes*. Er macht auch einen Unterschied zwischen dem natürlichen Recht Christi auf das Priestertum, das heißt *aufgrund von Abstammung*, und der Tatsache, daß der Mensch das Priestertum *durch Ordinierung* empfängt. Für Christus ist das Priestertum natürlich, für die Menschen ist es „das Höchste von allem Guten".

Theophil, ein späterer Bischof von Antiochien, der um das Jahr 168 im Amt war, hat über Melchisedek gesagt: „Damals gab es in der Stadt Salem, dem heutigen Jerusalem, einen rechtschaffenen König namens Melchisedek. Er war von allen Priestern des Allerhöchsten der erste. . . . Und von seiner Zeit an gab es Priester auf der ganzen Erde [5]." Für Theophil war es wohl keine Frage, ob es eine Melchisedekische Priestertumsordnung gab.

Das Wissen um die Ordnung des Melchisedekischen Priestertums ist aus den biblischen Texten weitgehend verlorengegangen, aber durch neuzeitliche Offenbarung sind viele einfache und wertvolle Wahrheiten über das Priestertum, die für unsere Errettung und das ewige Leben notwendig sind, wiederhergestellt worden. Das Priestertum ist notwendig. Es ist die Macht Gottes, die uns zur Vollkommenheit führt.

In diesem Artikel konnte nicht auf alle Bibelstellen eingegangen werden, die man auf das Priestertum beziehen könnte. Im Vordergrund standen vielmehr Stellen, die schon von vielen Bibellesern mißverstanden worden sind. ☐

Fußnoten

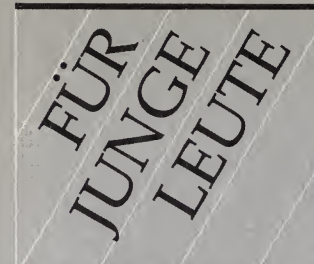
[1] Siehe William Hordern: *A Layman's Guide to Protestant Theology*, New York, MacMillan Co., 1955, Seite 29f.

[2] Grand Rapids, Michigan, Wm. B. Eerdmans Publishing Company, 1967, Seite 743.

[3] Ebd., Seite 53.

[4] Siehe Alexander Roberts and James Donaldson: *The Ante-Nicene Fathers*, 10 Bände. Grand Rapids, Michigan: Wm.B. Eerdmans Publishing Company, 1979, 1:90.

[5] Siehe ebd., 2:107.





RICHTUNG HEIMAT Heuerssen

Erzählt von Heinz Rahde,
aufgezeichnet von Sandra Stallings

Es war im Zweiten Weltkrieg. Als ich fünfzehn war, wurde meine Schulklasse zusammen mit dem Lehrer zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Wir wurden einer Flakbatterie zugeteilt.

Meine Familie war gegen den Krieg, aber mir blieb nichts anderes übrig, als mitzumachen. Hätte ich mich geweigert, so hätte man mich zwangsweise geholt. Darum nahm ich zögernd von meinen Eltern und meiner Schwester Abschied und verließ das kleine Dorf Heuerssen am Fuß des Heisterberger Waldes, wo ich aufgewachsen war.

Von Kriegsbeginn an hatte ich ständig um Führung vom Herrn gebetet. Ich sagte dem Herrn, daß ich alles in meiner Macht Stehende tun würde, um immer am rechten Ort zu sein, er möge mir aber helfen, wenn meine Voraussicht nicht ausreichte. Ich versprach ihm, fraglos auf die Eingebungen zu hören, die er mir ins Herz geben würde.

Meine Klassenkameraden und ich wurden bei Hannover stationiert. Etwa einmal im Monat traf sich unsere gesamte Einheit von 300 Mann. Meistens gab es ein Mannschaftsfest, und alle rauchten und tranken – das heißt, alle außer mir. Am Anfang wußte ich noch nicht, daß unser Kommandant mich während dieser Feste beobachtete.

Eines Tages fragte er mich, warum ich nicht rauchte oder trank, und ich erwiderte einfach, ich hielte es nicht für richtig. Ich glaube, ich war der einzige in der ganzen Gruppe, der das nicht tat. Auf jeden Fall war ich der einzige

Heilige der Letzten Tage. „Es muß doch einen besonderen Grund haben, warum du das nicht tust", forschte er weiter. Ich sagte, es sei besser für den Körper, sich dieser Dinge zu enthalten, und suchte auszuweichen. Mit fünfzehn ist es nicht ganz leicht, wenn einen die Leute auslachen und sagen, einer, der nicht raucht und trinkt, sei kein Mann. Meine Kameraden hatten sich öfter über mich lustig gemacht, und mein Kommandant hatte das mitbekommen.

„Du bist doch Mormone, oder?"

„Jawohl."

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?" fragte er.

„Ich bin nicht so geradeheraus, sondern ein wenig schüchtern", erklärte ich ihm. „Sie haben ja gesehen, wie die anderen reagieren."

„Nun, das kann sich ändern, wenn du es ihnen nur sagst", meinte er.

Eines Abends saßen wir alle bei einem Fest um eine große Tafel. Alle tranken, nur ich nicht. Ich glaube, ich hatte ein alkoholfreies Getränk, das ich mir in der Stadt gekauft hatte. Der Kommandant beobachtete mich wieder.

Plötzlich stand er auf und sagte: „Rahde, steh auf!" Und dann, an alle gewandt: „Ich möchte euch bekanntgeben, daß Rahde Mormone ist. Er trinkt nicht, und er raucht nicht. Ich möchte, daß man das respektiert. Wenn ich jemanden sehe, der sich darüber lustig macht, gibt es Arrest."

Ich war zutiefst erschrocken und lief rot an, weil alle mich anblickten. Dann fuhr er fort: „Von nun an, Rahde, hast du den Auftrag, dich um die Männer zu kümmern, wenn sie in die Stadt gehen, und sie nach Hause zu bringen, wenn sie zuviel getrunken haben."

Von diesem Augenblick an gab es etliche Gruppen, die mich jeden Abend mitnehmen wollten. Sie nahmen mich mit in die Gaststätten, und wenn wir irgendwo einkehrten, sagten sie: „Kein Bier für Rahde, er muß uns heimbringen. Er trinkt nicht. Daß ihr ihn ja in Ruhe laßt!"

Ich mußte nie wieder etwas sagen, und ich gewann auf diese Weise viel mehr Freunde, als ich sonst jemals gewonnen hätte. Nichts hätte mir mehr nützen können als diese Offenheit, wie mein kluger Kommandant instinktiv gespürt hatte. Die anderen vertrauten mir so sehr, daß sie mich immer mitnahmen, wenn sie etwas vorhatten, und sie beschützten mich auch – das war mir ein Zeugnis. Keiner wagte mehr, mir Alkohol anzubieten.

Etwa sechs Monate vor Kriegsende wurde ich einer Einheit zugeteilt, die junge Rekruten an Radargeräten ausbildete. Wir waren in Seesen im Harz stationiert. Ich war damals ungefähr siebzehn. Eines Tages mußten wir einen Aufsatz über Deutschland schreiben, und meiner wurde als der beste beurteilt. Der leitende Offizier stellte mich vor die gesamte Mannschaft und sagte: „Ich gratuliere zum besten Aufsatz! Ich erwarte nun, daß du dich freiwillig als Offizier des Deutschen Reiches meldest. Wir brauchen Leute deines Formats. Ich erwarte noch heute abend deinen schriftlichen Antrag."

„Da muß ich nicht bis heute abend warten", sagte ich. „Ich stelle keinen Antrag."

Er wurde sehr zornig und wollte mich bestrafen. Er sagte: „Morgen werde ich dich wieder auffordern, und übermorgen wieder!"

„Ich gehe aber nicht", erwiderte ich. Der Nationalsozialismus war nicht meine Sache. Mein Vater war ein Freund der Juden, und wir hatten zu Hause immer für die Juden gebetet. Der Offizier fragte, was ich zu tun gedächte. „Ich möchte bei meiner Einheit bleiben", sagte ich. Er erwiderte, ich könne nicht mit meiner Einheit mitfahren, wenn ich mich nicht freiwillig als Offizier meldete. Statt dessen müsse ich zurückbleiben und Rekruten ausbilden. Es blieb mir keine andere Wahl.

Ich mußte nun zwar bei einer Einheit bleiben, in der ich nicht sein wollte, aber nachdem der Offizier einmal gesagt hatte, daß es so sein müsse, fühlte ich mich sicher, so, als wäre ich nun an dem Ort, wo ich sein sollte. Alle meine Freunde wurden nach Rußland geschickt. Zurückgekommen ist nur einer, alle anderen sind gefallen. Der Herr hatte mich zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt, um mir das Leben zu retten.

Während des Krieges hatte ich oft das Gefühl, beschützt zu sein, zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt zu werden. Trotz der Wirrnisse um mich herum hatte ich ein Gefühl des inneren Friedens.

Als der Krieg fast aus war, erhielten die vier anderen Ausbilder und ich den Befehl, nach Berlin zu fahren. Damals hielt sich Hitler in Berlin auf. Es war die Endphase des Krieges, die Russen rückten vor, und die Amerikaner und Briten waren schon ganz nah.

Wir sagten, wir würden nach Berlin fahren, aber ich hatte schon darüber gebetet und spürte, daß ich nach Hause zurückkehren sollte. Wir wußten, daß es sinnlos war, nach Berlin zu fahren. Der Krieg war ohnehin verloren. „Günther", sagte ich zu meinem besten Freund, „ich fahre nicht hin. Ich gehe nach Hause."

„Ich komme mit", sagte er. Ich fragte ihn, wie er sich so schnell entschließen könne, worauf er antwortete: „Ich habe dich die ganze Zeit beobachtet. Mir ist aufgefallen, daß du wirklich religiös bist, und ich habe dich immer dafür bewundert. Ich vertraue auf deine Entscheidungen, weil ich glaube, daß du von oben geführt wirst."

Die drei anderen Ausbilder entschlossen sich ebenfalls, mit uns zu kommen. Zu fünft machten wir uns auf den Weg, vorgeblich nach Berlin. Sobald wir außer Sicht waren, verschwanden wir im Wald und zogen uns die Zivilkleider an, die wir mithatten.

Die Amerikaner waren schon vorgerückt und auf den Hauptstraßen entlang des Waldes. Wir blieben oben auf einem Hügel, weil wir dort noch sicher waren. Bis nach Hause würden wir zwei, drei Wochen brauchen. Wir schliefen im Wald, zu fünft unter einer Decke. Jede Stunde tauschten wir Plätze, weil die beiden äußeren so froren. Was wir an Eßbarem mithatten, reichte gerade drei Tage. Die übrige Zeit aßen wir, was wir in der Natur auflesen konnten, oder es gab uns jemand etwas zu essen.

Ich erinnere mich noch gut, wie wir zum erstenmal Amerikanern begegneten. Wir durchquerten einen dichten Nadelwald und mußten über eine Stra-

ße. Als wir die Zweige am Waldrand auseinanderschoben, stand ein riesiger Panzer vor uns, die Kanone direkt auf uns gerichtet.

Ich hatte Angst. Ich hatte noch nie einen amerikanischen Panzer, noch nie Amerikaner gesehen. Die Luke wurde aufgeklappt, und ein Amerikaner kletterte heraus. Oben auf dem Panzer saßen russische Gefangene, die von den Amerikanern befreit worden waren. Sie sahen, wie wir zitterten. Der Amerikaner fragte mich, woher wir kamen und wohin wir wollten. Ich sagte, wir wollten nach Hause. „No way", erwiderte er. „Steigt hier auf, wir nehmen euch mit. Beim nächsten Aufenthalt steigt ihr auf einen Lastwagen um, der bringt euch in ein Lager."

Die Russen auf dem Panzer ließen mich an einen Ausweg denken. Während des Krieges hatte ich immer die Liebe im Herzen verspürt, die ich durch das Leben in der Kirche gewonnen hatte. Ich haßte niemanden und bemühte mich, meines Bruders Hüter zu sein.

Die gefangenen Russen, die in unseren Lagern untergebracht waren, wurden nicht gut behandelt. Sie bekamen wenig zu essen, während wir genug hatten, und so ließen wir von ihnen unser Feldgeschirr reinigen, was ihnen auch recht war. Wir ließen immer etwas darin übrig.

Mein Kommandant merkte das und rief mich zu sich. „Was macht ihr da mit eurem Feldgeschirr?"

„Die Russen machen es für uns sauber", antwortete ich.

„Ich habe nachgesehen, und es war Essen darin."

„Wir können nicht alles essen, es ist zuviel."

„Du weißt, daß das streng verboten ist. Ich könnte es melden, und dann wärst du in Schwierigkeiten. Tu's nicht wieder!" sagte er und klopfte mir auf die Schulter.

Einer der Russen, dem wir Essen gegeben hatten, schrieb mir etwas auf einen Zettel. Er sagte, ich solle diesen Zettel herzeigen, wann immer ich Hilfe von einem Russen brauchte.

Diesen Zettel hatte ich in der Tasche, und im selben Augenblick, als wir den Panzer erblickt hatten, war er mir eingefallen. Ich zog ihn heraus und gab ihn den Russen. Sie lasen, was darauf stand, und plötzlich sagten sie auf Deutsch: „Freund! Freund!" und redeten mit dem Amerikaner und sagten ihm, daß wir russischen Gefangenen zu essen gegeben hätten. Der meinte: „Ich höre, ihr seid gut zu den Russen gewesen. Wir nehmen euch nicht mit. Geht weiter!"

Wir setzten unseren Marsch durch den Wald fort und kamen täglich der Heimat näher. Aus der Höhe konnten wir im Tal die amerikanischen Panzer fahren sehen. Schon wenige Tage nach unserer ersten Begegnung mit den Amerikanern überquerten wir einen Hang, als ich plötzlich ein eigenartiges Gefühl hatte. Ich sagte meinen Freunden, ich müsse hinunter, direkt da hinunter, wo die Panzer waren. „Du bist wohl wahnsinnig!" sagten sie. „Du siehst doch die Panzer da unten. Die schießen dich einfach über den Haufen." Ich erwiderte, das sei mir gleich, ich müsse hinunter.

„Heinz, hast du darüber gebetet?" fragte Günther.

„Ja", antwortete ich.

„Dann komme ich mit."

Einfach so. Er dachte nicht erst lang darüber nach.

Die drei anderen blieben zurück. „Wir kommen nicht mit, ihr seid ja wahnsinnig!" sagten sie. „Ihr lauft ihnen direkt in die Arme!"

Wir stiegen ab, so rasch wir konnten. Günther, der ein gutes Stück größer war als ich, faßte mich unter und schleppte mich beinah dahin. Nach einer Weile kamen auch die übrigen drei nachgerannt. Sie wüßten nicht warum, sagten sie, aber sie wollten ebenfalls mitkommen. Wir stiegen ganz hinunter ins Tal und traten aus dem Wald.

Zu unserer Linken war ein kleines Bauernhaus. Als wir aus dem Wald kamen, ging die Tür auf, ein Mann kam heraus und rief: „Schnell, kommt herein!" Wir liefen hinein, und er schlug hinter uns die Tür zu. Dann versteckte er uns im Kuhstall unter dem Stroh, weil die Amerikaner unter Androhung strenger Strafen verboten hatten, deutsche Soldaten aufzunehmen.

Wir waren kaum unter das Stroh gekrochen, als auch schon amerikanische Panzer und Lastwagen bergwärts vorbeirollten. Sie fuhren zum erstenmal da hinauf. Einige Stunden später kamen sie zurück, die Lastwagen voll deutscher Soldaten, die nun in Lagern interniert wurden.

Wieder einmal hatte der Herr mich im richtigen Augenblick an den rechten Ort geführt. Als die Amerikaner den Berg verlassen hatten und fort waren, setzten wir unseren Weg fort. Ein paar Tage später wurden wir erneut von Amerikanern angehalten. Anfangs sagte ich nichts und tat so, als könne ich nicht Englisch. Ich hörte, wie sie sagten: „Wir lassen sie einfach da sitzen, bis der nächste Lastwagen kommt und sie ins Lager bringt." Alle zwei, drei Minuten waren Lastwagen vorbeigekommen.

Wir saßen da und erwarteten jeden Augenblick den nächsten. Wir warteten und warteten, wohl eine Stunde oder länger, aber es kam keiner mehr. Schließlich ging ich zu einem der Militärpolizisten und sagte ihm, wer wir waren.

„Ach, plötzlich kannst du Englisch?" bemerkte er.

„Ja, ich kann Englisch, hab's in der Schule gelernt. Ich hatte nur Angst."

„Wie alt bist du?"

„Siebzehneinhalb."

„Wo bist du gewesen?"

Ich erzählte ihm alles, was wir gemacht hatten, warum wir in Zivil waren, wohin wir wollten: nach Hause. Er ging ans Telefon und prüfte unsere Angaben. Dann blickte er mich lange an und sagte: „Ich habe selbst einen Jungen in deinem Alter. Wenn er zu jemandem sagen würde: ‚Ich will nach Hause zu meiner Mutter', so würde ich hoffen, man ließe ihm die Chance. Wenn ihr hier entlanggeht, kommt ihr zu einem amerikanischen Hauptquartier. Aber wenn ihr hier geht, sieht euch niemand. Viel Glück!"

Schließlich waren wir fast daheim. Alles war geschlossen. Es gab keinen Zug, kein Auto, keinen Bus, kein Telefon, nichts. Wir gingen also weiter durch den Wald, immer den Bach entlang. Ich kannte mich in der Gegend gut aus. Ich wollte durch das Gartentor

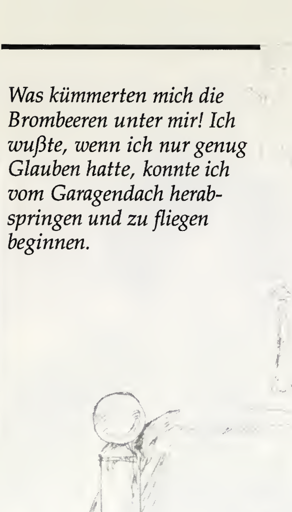


des Nachbarn gehen, trennte mich von den anderen und öffnete das Tor. Plötzlich ging die kleine Selbstschußanlage los, die man für die Wiesel aufgebaut hatte. Ich und auch die Nachbarn, die angerannt kamen, waren zu Tode erschrocken. Aber sie waren froh, mich lebendig wiederzusehen. Ich schickte meine Schwester mit Essen in den Wald, damit sich meine Kameraden stärken konnten, bevor sie ihren Heimweg fortsetzten.

Wir schafften es alle, denn der Herr führte uns immer zur rechten Zeit an den rechten Ort.

Das Gebet war meine Stütze gewesen, manchmal die einzige, die ich hatte. Ich hatte die ganze Zeit gebetet und das friedliche Gefühl empfangen, daß alles gutgehen würde, und so war es denn auch. Ich glaube nicht, daß je ein Tag vergangen ist, an dem ich dem Herrn nicht gesagt habe, daß ich ihn liebe. Im Krieg war mein Herz von Liebe erfüllt. Ich glaube, daß mir der Herr deshalb das Leben gerettet hat. Ich wußte: Wenn ich seine Gebote hielte und mich von ihm führen ließe, würde er mich beschützen. Und er tat es auch. □

Was kümmerten mich die Brombeeren unter mir! Ich wußte, wenn ich nur genug Glauben hatte, konnte ich vom Garagendach herabspringen und zu fliegen beginnen.



FLIEGEN WIE EIN VOGEL

Terry J. Moyer

Ich glaube, ich war etwa sieben Jahre alt, als Mama mir erklärte, daß der himmlische Vater unsere Gebete hört und Antwort gibt. Vielleicht hatte sie mir auch schon früher davon erzählt, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

„Wenn ich mir also *ganz fest* etwas wünsche und wenn ich *ganz* lieb bin und dann darum bitte, gibt der himmlische Vater es mir?"

„Genau. Wenn dein Glaube sehr stark ist und wenn es gut ist für dich, gibt er es dir."

So lag ich dann an jenem heißen Sommerabend 1944 im Bett und dachte darüber nach, was ich mir vom himmlischen Vater am meisten wünschte. Noch einen Bruder? Vielleicht. Einen neuen Baseball? Wahrscheinlich würde ich zum Geburtstag sowieso einen bekommen. Oder daß der Krieg zu Ende ging und Papa nach Hause kam? Ja. Aber Mama betete doch schon so sehr dafür.

Auf einmal wußte ich es – das einzig Wichtige, was ich mir am allermeisten wünschte, wonach mein siebenjähriges



Herz sich sehnte: Ich wollte so gern fliegen können . . . wie ein Vogel.

Warum auch nicht? Vögel flogen. Fledermäuse flogen. Drachen und Papierflugzeuge und Käfer und Schmetterlinge flogen. Warum dann nicht ich?

Wie die anderen Kinder mich beneiden würden! Wie meine Lehrerin mit offenem Mund dastehen würde vor Erstaunen und Bewunderung! Und würden meine Freunde Joey Hirschberger und Jimmy Johnson nicht neidisch sein?

Ganz vorsichtig, um Lynn, meinen kleinen Bruder, nicht zu wecken, glitt ich aus dem Bett und ließ mich auf die Knie fallen. Ich verschränkte die Arme (wie Mama es immer tat) und machte die Augen ganz fest zu. Dann biß ich die Zähne fest zusammen (was ich für ein Zeichen großen Glaubens hielt), bewies die Tiefe meines Gefühls durch einen verkniffenen Gesichtsausdruck und sprach mein erstes lautes Gebet ganz für mich allein:

„Himmlischer Vater, ich möchte fliegen. Ich möchte wirklich, wirklich, *wirklich* fliegen. Kannst du mich bitte segnen, damit ich fliegen kann? Ich will auch ganz lieb sein, wenn du mir hilfst zu fliegen. Ehrlich. Amen."

Dann stand ich auf, zog meinen Stuhl in die Mitte des dunklen Zimmers und kletterte auf den Stuhl. Ich breitete die Arme weit aus und flüsterte wieder: „Bitte himmlischer Vater, hilf mir zu fliegen. Mama hat gesagt, du könntest das. Ich weiß, du kannst es."

Damit begann ich, wild mit den Armen zu schlagen. Auf und nieder, auf und nieder, immer schneller.

Ihr könnt euch sicher vorstellen, was dann passiert ist: meine Arme wurden müde. Ich setzte mich und dachte nach. Vielleicht hatte ich etwas Wichtiges vergessen. Vielleicht mußte ich von dem Stuhl herunterspringen, während ich mit den Armen schlug.

Ich kletterte wieder auf den Stuhl. Diesmal schlug ich wirklich fest mit den Armen und sprang dann vom Stuhl, ganz hoch.

Und ganz tief. Plumps! Bald darauf erschien Mutter an der Tür, weil sie wissen wollte, was der Lärm zu bedeuten hatte.

Am nächsten Tag dachte ich wieder darüber nach, bis ich meinte, ich wüßte, was mein Problem war: der himmlische Vater wollte sicher meinen Glauben prüfen. Vielleicht lag das Geheimnis darin, mehrere Abende hintereinander zu beten und die Zähne fester zusammenzubeißen und meinem Gesicht einen noch verkniffeneren Ausdruck zu verleihen, während ich betete.

Ich probierte es aus. Eine Woche lang betete und betete ich jeden Abend, und mein Glaube und meine Begeisterung wuchsen. Sonntag abend war ich sicher, daß ich bereit war.

Ich stellte mich wieder mit ausgebreiteten Armen auf den Stuhl und flüsterte dem Herrn mein Anliegen zu, absolut sicher, daß er mein Gebet hören und erhören und mir erlauben würde, zu fliegen.

Ich schlug mit den Armen, auf und ab, immer schneller. Ich sprang ganz hoch.

Und ganz tief. Plumps! Wieder wurde ich gefragt, woher der laute Aufprall in meinem Zimmer kam.

Was hatte ich bloß falsch gemacht? Ich hatte die Zähne fest zusammengebissen und mein Gesicht zu einer Grimasse verzogen. Warum hatte es nicht funktioniert? Warum hatte ich mich nicht von dem Stuhl erhoben und war im Zimmer umhergeflogen? Ich lag lange im Bett und dachte angestrengt nach.

Am nächsten Morgen hörte ich, wie Mama mich rief, als ich hinten im Garten war.

Die Brombeeren. Ich hatte versprochen, die Brombeeren von dem riesigen wilden Brombeerstrauch hinter der Garage zu pflücken. Aber es war heiß, und ich hatte keine Lust, mich jetzt im August mit den heimtückischen Ranken und Dornen abzuplagen, nur damit wir im nächsten Januar Marmelade hatten.

Einen Augenblick lang tat ich so, als hätte ich sie nicht gehört. Dann kam mir die Inspiration: Wie konnte ich erwarten, daß der Herr mir erlaubte, zu fliegen, wenn ich Mama nicht mal ein paar Minuten helfen wollte?

Von dem Augenblick an wurde ich ihr fanatischer Helfer. Ich pflückte nicht nur Brombeeren, sondern ich hackte Brennholz. Ich machte die Holzkiste ganz voll. Ich fegte die Veranda. Ich deckte den Tisch und ging einkaufen. Und dann pflückte ich noch mehr Brombeeren, bis meine Arme und Hände von den Dornen zerkratzt waren und bluteten.

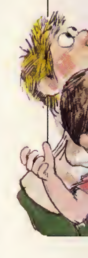
Ich bedrängte Mama mit der Bitte nach noch mehr Arbeit. Wie konnte der Herr mich jetzt noch ablehnen? Ich betete seit zwei Wochen mit ganzer Kraft, hatte gewaltigen Glauben geübt, hatte meine Tage mit guten Taten und mit Litereimern voller Brombeeren angefüllt. Jetzt würde ich sicher fliegen können!

An dem Abend erklärte ich dem Herrn das alles im Gebet, dann kletterte ich in meinem dunklen Zimmer wieder auf den Stuhl. Diesmal . . . diesmal . . . diesmal wird es *klappen!*

Es klappte nicht. Die aufwärts gerichtete Kurve verlief wieder steil nach unten und endete mit dem bekannten Plumpsen.

Ich verstand das nicht. Trotz allen Betens und allen Glaubens und aller guten Taten klebte ich immer noch genauso fest an der Erde wie Joey und Jimmy. Was fehlte mir bloß?

Ohne zu erwähnen, daß ich gern fliegen wollte, trug ich meiner Sonntagsschullehrerin das Problem unbeantworteter Gebete vor, worauf ich eine ganze Lektion darüber hörte, wie man betet und wie der himmlische Vater Gebete erhört. Und da war auch die Antwort. Ich staunte, daß ich das übersehen hatte: ich hatte nicht ganz und gar auf den Herrn vertraut.



Bis jetzt war ich bloß von einem niedrigen Stuhl gesprungen – einem Stuhl, der so niedrig war, daß ich mir wenigstens nicht das Genick brechen konnte, wenn es mit dem Fliegen nicht klappte. Der Herr wartete sicher darauf, daß ich *wirklichen* Glauben bewies, indem ich von etwas heruntersprang, das so hoch war, daß ich mich bei einem Mißerfolg ganz sicher verletzen würde. Damit würde ich dann meinen Glauben beweisen!

Außerdem hatte ich meine Versuche immer für mich allein im dunklen Schlafzimmer unternommen. Beim nächstenmal würde ich *wirklichen* Glauben beweisen, indem ich von ganz hoch heruntersprang, außerdem vor Zuschauern und bei Tageslicht.

Die ganze nächste Woche bereitete ich mich vor. Der Glaube, die Gebete, die endlose Hilfsbereitschaft für Mama hielten an. Samstag nachmittag war ich bereit.

Ich erklärte mein Vorhaben Lynn, außerdem noch Joey Hirschberger und Jimmy Johnson. Ich erklärte ihnen, was Glaube und gute Taten bewirken. Ich erklärte ihnen, was für Gebete das sind, wenn man die Zähne fest zusammenbeißt und sein Gesicht zu einer Grimasse verzieht. Ich erklärte ihnen, daß man sich auch in Gefahr bringen muß, um zu zeigen, daß man dem Herrn felsenfest vertraut.

Und dann kletterte ich die Leiter zum



Garagendach hoch. Lynn und Jimmy und Joey sahen von unten zu und staunten.

Joey meinte, ich sei wohl verrückt. Aber was wußte Joey schon von Glauben und Taten und Beten?

Jetzt stand ich auf dem Garagendach und blickte nach unten. Vom Dach aus bis zur Erde sah es mir höher aus, als es mir von unten erschienen war.

Direkt unter mir stand der fürchterliche Brombeerstrauch. Er sah höher und breiter aus als von unten. Die langen Triebe waren mit heimtückischen Dornen bedeckt, die fast bis zu meinem Standort reichten.

Ich mußte den zweiflerischen Gedanken verdrängen: „Und wenn es nicht klappt? Was ist, wenn ich nicht fliege? Wenn ich im Brombeerstrauch lande?" Ich durfte aber nicht zweifeln. Das ganze Vorhaben konnte scheitern, wenn ich zweifelte.

Zweifel ist nämlich das Gegenteil von Glauben. Dann beschloß ich mit schlichter Logik, wenn ich meinen einzigen Schutz vor den schrecklichen Brombeerdornen auszog, würde ich doch meinen felsenfesten, unerschütterlichen Glauben beweisen.

Ich zog mein Hemd aus. Joey meinte, das wäre das Dümmste, was er je gesehen hätte, und er werde es meiner Mama erzählen.

Ich sagte ihm, er solle sich hinsetzen und still sein, aber er ging trotzdem zu Mama. Jetzt mußte ich mich beeilen!

Ich machte die Augen zu und erinnerte den Herrn daran, daß er doch gläubige Gebete erhört, wenn einer sich etwas ganz fest wünscht und ein lieber Junge ist und seiner Mama hilft und zur Sonntagsschule geht.

Darauf begann ich mit den Armen zu schlagen, schneller und immer schneller. Mit noch immer fest geschlossenen Augen sprang ich schließlich in hohem Bogen vom Garagendach hinunter, direkt über den riesigen wilden Brombeerstrauch – ohne Hemd.

Noch ehe ich die Augen wieder aufmachte, wußte ich schon, daß ich rücklings auf dem Küchentisch lag. Doktor Nichols ging gerade zur Tür hinaus und sagte etwas darüber, daß man sich gar nichts brechen könne, wenn man in ein „grünes Kissen" springe, selbst wenn es voller Dornen sei. Ich spürte das kühle Tuch, während Mutter fortfuhr, mir das Blut von den Dutzenden von Kratzern und Schnittwunden abzuwaschen.

Als Doktor Nichols fort war, jagte Mama meine Freunde fort, die noch neugierig dastanden, und ich machte die Augen auf. Ich sah, daß Arme, Hände und Gesicht meiner Mutter mit Dutzenden von Kratzern bedeckt waren, und ahnte, was sie unternommen hatte, um mich zu retten.

Sie lächelte ihr ganz besonderes zärtliches Lächeln und nahm mich fest in den Arm. „Für die Wunden, die du dir im Gefecht geholt hast, verleihe ich dir das purpurne Herz", sagte sie leise, „vielleicht einen Bronzestern für Tapferkeit."

„Hast du auch eine Medaille für Albernheit?" fragte ich. „Ich komme mir so dumm vor."

„Wir haben wohl alle manchmal so ein Gefühl", erwiderte Mutter. „Wir machen Fehler, wir lernen daraus, und das Leben geht weiter."

Es folgte eine lange Pause, ehe ich fragte: „Du hast doch gesagt, der himmlische Vater gibt Antwort auf Gebete. . . ."

Mama vollendete den Satz: „. . . und jetzt bist du nicht sicher, ob er es wirklich tut." Irgendwie wußte Mama immer, was ich dachte.

„Natürlich hört er unser Beten und gibt Antwort", sagte sie, und ich merkte, daß sie das ganz ernst meinte. „Nur beten wir manchmal für etwas, was nicht gut ist für uns. Manchmal vergessen wir zu sagen: ‚Dein Wille geschehe.' Und manchmal ist seine Antwort ein leises, festes Nein. Nein ist aber auch eine Antwort, nicht wahr? Er kann schließlich nicht immer ja sagen. Verstehst du, was ich meine?"

„Ich glaube schon. Aber Mama, ich wollte doch so gerne fliegen! Und ich habe mich so angestrengt!"

„Irgendwann, mein Sohn, wenn dein Papa von der Marine nach Hause kommt, wird dein Beten erhört werden. Dann kannst du mit Papa zum Flughafen fahren, und ihr fliegt eine halbe Stunde und bezahlt dafür. Es gibt so viele Möglichkeiten, wie der himmlische Vater dein Gebet um das Fliegen erhören kann. Allerdings nicht dadurch, daß du mit den Armen schlägst und von einer Garage hinunter in einen Brombeerstrauch springst."

Inzwischen hatte das Bluten aufgehört, und Mama hatte über jede Schnittwunde und jeden Kratzer ein kleines Pflaster geklebt. Sie wandte sich jetzt ihren Wunden zu und lächelte mich an und tat so, als sei sie ganz streng: „Übrigens, was das Herabspringen von einer Garage in einen Brombeerstrauch betrifft: Wenn du das noch ein *einziges* Mal machst, junger Mann, nehme ich dir das purpurne Herz wieder weg!"

Eine Stimme unterbrach meine Tagträume: „Wir nähern uns jetzt dem Flughafen Hamburg. Legen Sie bitte den Sicherheitsgurt an."

Das war das Merkwürdige an dem kindlichen Gebet um das Fliegen vor all den Jahren. Erst hatte es so ausgesehen, als ob der himmlische Vater gar keine Gebete erhört. Die Antwort war einfach nicht gekommen, als ich sie mir so sehr gewünscht hatte. Sie war später gekommen – als ich mit Papa in einem kleinen Flugzeug über unsere Heimatstadt geflogen war. Und jetzt war ich in einem riesigen Jet zur Deutschland-Mission Hamburg unterwegs. Merkwürdig, wie die Antwort doch immer irgendwann kommt, wenn auch nicht immer dann oder auf die Weise, wie wir es erwarten.

Ich legte den Sicherheitsgurt an und betete still für mich: „Ich danke dir, Vater, daß du das Gebet dieses Siebenjährigen gehört und erhört hast. Ich danke dir, daß du mir erlaubst, zu fliegen." □

DAS BESTE VOM BESTEN

Joan C. Hansen

Ich esse liebend gern Eis. Aber nicht jedes beliebige. *Mein* Eis muß einfach das *beste* sein! In unserer Nachbarschaft gibt es eine kleine Eisdiele, in der es das sahnigste, kremigste Eis der Welt gibt, das einem nur so im Mund zergeht. Eine winzige Kugel reicht schon aus, um mich in Ekstase zu versetzen. Das Eis kostet ein bißchen mehr als anderes Eis, aber das ist es auch wert!

Hoffentlich ist euch allen klar, daß ihr es auch wert seid. Ihr gehört zu den erwählten Kindern Gottes und verdient das Beste, was das Leben euch zu bieten hat, auch an Musik. Ihr seid es wert! Da steht ihr allerdings vor einigen schwierigen Fragen. Woher wißt ihr, was am besten ist? Wonach könnt ihr euch richten?

Die Auswahl der besten Musik ist nicht so einfach wie die Auswahl von Eiskrem. Es kommt da nicht nur auf den persönlichen Geschmack an. Ihr hört vielleicht gern traditionelle Volksmusik und haltet sie für das Beste, was es gibt. Ein Freund von euch dagegen hört vielleicht gern klassische Musik und meint, es gebe nichts Besseres. In Wirklichkeit gibt es aber sowohl gute als auch schlechte Volksmusik und sowohl gute als auch schlechte klassische Musik (das gleiche gilt für Jazz, Rock usw.).

Es gibt allerdings ein paar Grundregeln, die mir aus Erfahrung ganz nützlich sind, wenn ich mich entscheiden muß, was für Musik ich mir anhören will. Vielleicht helfen sie euch auch.

1. Wenn die Musiker ihr Handwerk verstehen, ist es viel wahrscheinlicher, daß ich ihnen zuhöre. Es gibt sehr viele Musikgruppen, deren Platten nur deshalb Tophits werden, weil sie einen lustigen oder obszönen Text haben, weil die Gruppe einen verrückten Namen hat oder weil sie unbekannte, ungewöhnliche Instrumente verwendet. Das bedeutet allerdings noch nicht, daß sie eine Ahnung von Musik haben; man täuscht sich vielmehr in ihnen. Ich habe im Laufe der Jahre bemerkt, daß solche Gruppen nicht allzu lange beliebt bleiben, und zwar weil sie keine musikalischen Eigenschaften aufweisen, um deretwillen wir gern ihr neuestes Album kaufen, damit wir es uns immer und immer wieder anhören können, auch wenn die Gruppe schon lange auseinandergegangen ist. Hier ein paar der Eigenschaften, auf die ich achte:

– Angenehm klingende Musik. Die Instrumente und Stimmen der Gruppe sind nicht so ohrenbetäubend oder unmusikalisch, daß ich mich winde, wenn ich sie höre.

– Interessante Akkordstrukturen und musikalische Sequenzen. Die Gruppe beweist eine gewisse Kreativität und Innovation, statt immer nur die gleichen Akkorde zu wiederholen.

– Eine gewisse Poesie des Textes. Die Gruppen, die ich mag, verwenden keine Texte mit Anspielungen auf Sex, Drogen oder Gewalttätigkeit, sondern Texte, die von Phantasie und Sprachbewußtsein zeugen.

Ich höre gern Stücke von Musikgruppen, deren Mitglieder eine gründliche musikalische Ausbildung genossen haben. Ihre Musik läßt erkennen, daß sie mit der menschlichen Stimme und mit ihren elektronischen Synthesizern und den anderen Instrumenten, die sie verwenden, umzugehen wissen. Ein guter Musiker hat mir einmal erklärt: „Man muß die Grundregeln der Musik kennen, um kreativ sein und sie korrekt übertreten zu können." Manchmal klingt es mir so, als gebe es viel zu viele Gruppen, die keine Ahnung haben, wie die Regeln lauten, geschweige denn, wie man sie übertreten kann.

2. Wenn die Musik mich irgendwie überrascht, freue ich mich. Ich mag Akkordstrukturen, Rhythmen und Klänge, die neu und unverbraucht, dabei aber angenehm sind. Dieser Gedanke hängt eng mit meiner Regel Nummer 1 zusammen. Ich höre gern Gruppen, die erfinderisch sind, die zeigen, daß sie die Grundregeln der Musiktheorie beherrschen und geschickt auf dieser Grundlage aufbauen können.

Gelegentlich klingt mir ein Lied einer Gruppe genauso wie das vorherige. Die Gruppe ist in einem musikalischen Muster befangen, das sie nicht durchbrechen will, und ich bin weder erfreut noch überrascht; außerdem habe ich dann wahrscheinlich kein Interesse daran, die Gruppe noch einmal zu hören.

3. Wenn eine Platte oder Kassette mit viel Reklame in Zeitungen, Zeitschriften, Radio und Fernsehen aufgebaut wird, bin ich nicht so schnell bereit, sie zu akzeptieren.

Ich habe mich gründlich mit der Werbung in den Zeitungen und im Fernsehen beschäftigt und festgestellt, daß die besten Restaurants kaum Werbung betreiben. Gute Nachrichten verbreiten sich schnell von Mund zu Mund. Ich glaube, das gleiche gilt für die Musik. Wenn der Werbeleiter einer Gruppe oder einer Platte nicht sicher ist, ob sich sein „Produkt" aus eigenem Verdienst verkaufen läßt, muß er eine Werbekampagne starten, um den Konsumenten zum Kaufen zu veranlassen.

Ich glaube, wenn eine Gruppe wirklich gut ist, dann erfahren wir auch ir-

Foto von David Quinney



Die Auswahl der besten Musik ist nicht so einfach wie die Auswahl von Eiskrem. Es kommt da nicht nur auf den persönlichen Geschmack an, sondern auf die Qualität, um was für eine Musikrichtung es sich auch handelt.

gendwie davon, ob durch Freunde, Radio oder Zeitungsartikel. So bin ich jedenfalls auf meine Favoriten gestoßen.

4. Meine wichtigste Grundregel ist vielleicht: wenn das Lied einen Text hat, muß er gut sein für mich. Ich frage mich: „Bringt der Text mich irgendwie weiter? Motiviert er mich, neue Gedanken zu denken oder alte Gedanken neu zu sehen? Malt er schöne Worte und Tonmuster? Fühle ich mich angenehm entspannt, wenn ich ihn höre?" Wenn einer dieser Punkte erfüllt ist, lohnt es sich vielleicht, das Lied anzuhören.

Ich habe festgestellt, daß es einen riesigen Unterschied gibt zwischen Musik, die mich angenehm entspannt, und Musik, die mich nervös macht. Das klingt natürlich banal. Mich kann aber auch stark rhythmische Musik beruhigen und erleichtern. Wenn ich mir stark rhythmische Musik anhöre oder dazu tanze, von der ich weiß, daß sie gut ist für mich, fühle ich mich im Einklang mit mir selbst, fühle mich entschlossen und ruhig; ich empfinde keine nervöse Energie, die danach drängt, freigesetzt zu werden.

Ich glaube, die heutige Musik wird allzu häufig zu einer Art musikalischem Schlafsack, in den wir uns in fast allen unseren wachen Stunden verkriechen. Bestimmte Lieder können uns zwar innerlich beruhigen, man darf Musik aber nicht dazu verwenden, sich von der Welt zu isolieren und Schmerzen, Zorn, Depression oder Frustration zu entfliehen. Musik kann einem oft dadurch helfen, daß sie die eigenen Gefühle *widerspiegelt*, statt einen dazu zu verleiten, daß man sie beiseite schiebt. Wenn man sich direkt mit seinen Problemen auseinandersetzt, hilft einem das, sie besser zu verstehen. Dann erfolgt wirkliches inneres Wachstum.

Versucht die Musik zu bewerten, die ihr euch anhört, indem ihr euch fragt, wie sie euch beeinflußt. Macht sie euch nervös, fühlt ihr euch dabei unbehaglich, unruhig oder verwirrt? Nichts kann so mitreißen wie die Musik. Nichts erregt und betört den menschlichen Geist mehr als die Musik. Was für ein wirksameres Werkzeug könnten wir dem Widersacher in die Hand geben?

Vor einiger Zeit habe ich einen lokalen „Neue-Welle-Sender" gehört, während ich im Auto unterwegs war. Innerhalb einer Viertelstunde habe ich ein Lied gehört, das zum Totschlag anregte, sowie ein Lied, das eindeutig sexuell ausgerichtet war. Es war zwar vielleicht kein typischer Viertelstundenausschnitt, aber immer wenn die Musik nicht unseren Grundsätzen entspricht, sollen wir das Radio ausschalten. Es gibt soviel anderes, womit wir unsere Zeit sinnvoll verbringen können. Ich möchte meine Zeit für etwas verwenden, was mir hilft, ein angenehmerer, liebevollerer, nützlicherer Mensch zu werden.

Wir müssen alle lernen, wann der Zeitpunkt da ist, die Musik auszuschalten. Da es soviel wirklich gute Musik gibt, ist es absolut nicht notwendig, daß wir uns mit Schund vollstopfen. Wir verdienen etwas viel Besseres.

Der amerikanische Humorist Mark Twain soll gesagt haben: „Wer keine guten Bücher liest, hat dem, der sie gar nicht lesen kann, nichts voraus." Ich glaube, den gleichen Gedanken können wir auf die Musik beziehen: „Ein Junge oder ein Mädchen, der oder das keine wirklich gute Musik hört, hat dem nichts voraus, der nicht hören kann." □

Ich starrte aus dem Fenster,
hinauf zu den Sternen, die hell schienen.
Ich konnte nicht glauben,
was man mir soeben über meinen Vater
mitgeteilt hatte.



DOCH NICHT MEIN VATER

Richard W. Klomp

Als wir durch den Torbogen fuhren, der zur Altstadt führte, traten wir noch fester in die Pedale. Ich war immer wieder beeindruckt von der gewaltigen Stadtmauer, die vor mehr als 800 Jahren zum Schutz der Bewohner von Lübeck in Norddeutschland errichtet wurde.

Aber es blieb mir nicht viel Zeit, über die Stadtmauer nachzudenken, denn ich hatte alle Hände voll zu tun, um mich auf dem hüpfenden Fahrrad zu halten, als wir durch die enge Gasse über das Kopfsteinpflaster fuhren. Mein Dynamo am Vorderrad summte, während ich mit meinem Mitarbeiter um die Wette fuhr, zu unserer kleinen Wohnung im zweiten Stock in der Kleine-Burg-Straße.

Elder Peterson kam meistens als erster an – nicht, weil er der Senior-Mitarbeiter war, sondern weil er ein neues Dreigangrad hatte; meines hatte nämlich keine Gangschaltung.

Die letzte Ecke nahmen wir fast im Fliegen. Elder Peterson bremste scharf, sprang vom Rad und war mit selbstzufriedenem Gesichtsausdruck schon halb die Treppe oben, als ich erst unten ankam.

Wir stellten die Räder auf dem Korridor ab, sperrten das Haustor zu und eilten die Treppen zu der kleinen Unterkunft hoch, die wir seit drei Monaten unser Zuhause nannten. Wir redeten nicht viel, während wir Jacke und Krawatte auszogen und über den Kühlschrank herfielen, aus dem wir allabendlich unseren Joghurt holten – Naturjoghurt, den wir mit Dosenerdbeeren, Haferflocken und Rosinen verspeisten.

Nach dem Tischgebet ließen wir uns die hausgemachte Mahlzeit schmecken und besprachen die Ereignisse des Tages.

„Mir scheint, Frau Malchow wird es schaffen", sagte Elder Peterson zwischen zwei Löffeln Joghurt.

„Mhm, und wenn ihr Mann anfängt, das Buch Mormon zu lesen, wie er versprochen hat, werden sie vielleicht beide zusammen getauft."

„Morgen machen wir die beiden letzten Gassen drüben bei Schwester Sasse fertig, und dann suchen wir uns ein neues Gebiet."

„Gut. Ich bin es gar nicht gewohnt, fünf, sechs Stunden am Tag an Türen zu klopfen, ohne eine einzige Diskussion zu geben", erwiderte ich.

Wir spülten unsere Schüsseln aus, zogen uns aus und knieten uns zum persönlichen Gebet hin. Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen eine der Diskussionen durchzuarbeiten, damit ich der Familie, die wir belehren würden (ich hatte immer das Ziel, eine Familie zu belehren) den Plan der Errettung erklären könnte.

Dann krochen wir ins Bett und schliefen bald fest. Gegen 23.00 Uhr wurde Elder Peterson vom Telefon geweckt.

„Elder Klomp, wachen Sie auf, es ist für Sie – der Missionspräsident."

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen, bevor ich den Hörer entgegennahm.

„Elder Klomp", sagte der Missionspräsident, „ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, aber Ihre Schwester hat angerufen und mir mitgeteilt, daß Ihr Vater gestorben ist. Sie möchte, daß Sie sie und Ihre Mutter im Haus Ihres Bruders morgen um 13.00 Uhr unserer Zeit anrufen.

Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich bitte wissen."

Ich murmelte eine Antwort und legte auf. Ich war wie betäubt und stolperte über einen Schuh, als ich im Dunkeln den Weg zur Küche suchte. Ich starrte aus dem Fenster, hinauf zu den Sternen, die hell schienen.

Hatte ich wirklich richtig gehört, was man mir soeben gesagt hatte? Die kalten Tränen, die mir übers Gesicht liefen, ließen mich bald glauben, daß ich wirklich wach war und es mir nicht eingebildet hatte. Ich hatte nicht geträumt! Solche Alpträume hatte ich schon lang nicht mehr gehabt. Es mußte also wahr sein!

Aber doch nicht mein Vater! Mein Vater war so gesund und stark! Er war ganz gesund gewesen, bevor ein Schlaganfall ihn vorübergehend gelähmt hatte. Während meiner ganzer Jugend war er immer gesund gewesen, auch wenn er älter war als die Väter fast aller meiner Freunde. Hatte er bei meinem Abflug nach Deutschland mich nicht umarmt und sich bemüht, die Tränen zurückzuhalten? War er nicht so stolz gewesen, den letzten seiner drei Söhne auf Mission zu schicken? Hatte er mir nicht von seiner Mission erzählt und mich gelehrt, wie ich mich vorbereiten müsse, um ein guter Missionar zu sein? Wie konnte er jetzt einfach fort sein? Doch nicht mein Vater!

Ich brauche dich, Papa, ich bin doch dein kleiner Junge, sag mir, was ich tun muß, ging es mir durch den Kopf, während ich durch das kleine Fenster in

den Nachthimmel blickte. Du hast mir den Orion gezeigt, Papa, und die Pleiaden, weißt du noch? Und schau da, da ist der große Wagen und auch der Nordstern.

Bitte, himmlischer Vater, gib mir ein Zeichen, damit ich weiß, er ist bei dir und es geht ihm gut. Ich habe meinen Vater lieb. Bitte, hilf mir!

Während ich auf das äußere Zeichen wartete, das nie kam, füllten sich meine Gedanken und mein Herz mit eindringlichen Erinnerungen. Ich erinnerte mich daran, wie stolz mein Vater und ich an dem Tag gewesen waren, als wir mit unseren Priestertumsführern im Büro des Pfahlpräsidenten zusammenkamen. Ich spürte noch die Kraft in ihren Händen, als sie im Kreis gestanden hatten und mein Vater mich zum Ältesten nach der Ordnung Melchisedeks ordiniert hatte.

„Elder Rick", hatten sie dann mit einem herzlichen Händedruck gesagt, „Sie werden ein hervorragender Missionar sein."

Als ich meinem Vater die Hand gedrückt und ihm in die tränengetrübten Augen geblickt hatte, wußte ich: auch er war sicher, ich würde einen guten Missionar abgeben.

Dann verblaßte diese Erinnerung und wurde verdrängt von der Diskussion, die durchzuarbeiten ich mir vorgenommen hatte. Einzelheiten des Errettungsplans gingen mir durch den Kopf, während die Tränen auf den Wangen langsam trockneten.

Ich dachte an mein vorirdisches Leben, an den Rat im Himmel. Zum erstenmal wurde mir klar, daß auch mein Vater dabeigewesen sein muß. Ich wußte: Mein Vater war geboren worden, um einen Körper zu bekommen, wie auch alle anderen Menschen. Er hatte die Gebote des Herrn nach Kräften befolgt, wie wir es alle tun müssen. Nie hatte ich einen so selbstlosen Menschen kennengelernt, und auch wenn er nicht viel über seine Gefühle redete, wußten wir doch immer aufgrund seines Handelns, daß er meine Mutter und uns Kinder mehr liebte, als er in Worte fassen konnte.

Wie kein anderer hatte er Freude daran, bei der Familie zu Hause zu sein. Das einzige, wodurch er sich von zu Hause wegführen ließ, war das Evangelium, das er ebenfalls liebte. Wenige Leute in der Kirche haben so viele verschiedene Ämter bekleidet wie er. Ich wußte, daß er seinen ersten und zweiten Stand behalten hatte und eine gute Zukunft beim himmlischen Vater erwarten konnte.

Ich versuchte mir sein Wiedersehen mit seinen irdischen Eltern und mit seiner fünfzig Jahre zuvor verstorbenen kleinen Schwester vorzustellen. Es war auch nicht schwer, mir Onkel Lew und Onkel Vic vorzustellen, wie sie ebenfalls mit offenen Armen warteten, um meinen Vater in seinem neuen Arbeitsfeld zu begrüßen – es war beinah wie eine Versetzung auf Mission.

Diese Gedanken ließen mich lächeln, während ich aus dem kleinen Küchenfenster blickte. Ich wußte: Ich brauchte mir wegen der Zukunft meines Vaters keine Sorgen zu machen.

Aber was war mit meiner Mutter? Sie waren fast vierzig Jahre verheiratet gewesen. Was würde sie nun ohne ihn tun?

Mein Magen krampfte sich nervös zusammen, aber da fiel mir ein, daß ja in dieser Woche in Panaca in Nevada das große Familientreffen stattfand. Meine vier Geschwister mit ihren Familien würden bei Mama sein und ihr über diese schwere Zeit hinweghelfen. Sie würde von ihren Kindern getröstet werden, so wie sie ihre Kinder oft getröstet hatte. Mir war auch klar, daß meine Mutter keine schwache, unwissende oder kleingläubige Frau war. Sie hatte mir geholfen, das Evangelium Jesu Christi zu verstehen und zu lieben, und sie würde gewiß aus dieser Quelle Kraft schöpfen.

Ich weiß nicht, wie lang ich an dem Fenster stand, aber ich weiß noch, wie mir nach und nach vor Müdigkeit wieder die Augen zufielen. Ich streckte mich, immer noch aus dem Fenster blickend, in der Hoffnung etwas zu sehen, irgendein Zeichen, daß alles gut war. Erst später wurde mir bewußt, daß mein „Zeichen" darin bestanden hatte, daß der Geist mir das Herz mit Frieden erfüllt, meine Ängste beruhigt, mir das Herz mit der Liebe einer Familie in weiter Ferne und mit der Liebe Gottes, der ganz nah war, erwärmt hatte.

Als ich mir endlich einen Ruck gab und mich vom Fenster abwandte, fragte ich mich, ob ich jetzt, nach halberfüllter Mission, nach Hause fahren sollte. Mir fielen Schriftstellen ein – daß man sich nicht umwenden soll, wenn man die Hand an den Pflug gelegt hat, und daß man Vater und Mutter nicht mehr lieben soll als den Erretter. Ich war sicher: Vater hätte gewollt, daß ich bliebe und meine Arbeit zu Ende führte, aber ich dachte, falls meine Mutter mich brauchte, würde ich heimfahren und ihr beistehen.



Ich redete am nächsten Tag nicht darüber und war entschlossen, die Arbeit nicht dadurch beeinträchtigen zu lassen. Auch kam es mir noch immer nicht wirklich vor. Mir war immer noch, als hätte ich alles geträumt. Trotzdem wollte ich meine Familie anrufen.

Nach einem arbeitsreichen Vormittag und einem raschen Essen fuhren wir zum Postamt. Ich wartete ungeduldig in der Reihe auf ein Ferngespräch. Als ich endlich an die Reihe kam, gab ich dem Mann am Schalter die Telefonnummer, und er wies mir eine Kabine an.

„Hallo, Nancy, hörst du mich?" fragte ich, als die Verbindung hergestellt war.

„Ja, Rick, ich höre dich. Ich bin so froh, daß du anrufen kannst. Wir sind alle da und schauen auf Mama. Du sollst wissen, daß alles in Ordnung ist. Sie möchte, daß du tust, was du für richtig hältst."

Nachdem ich mit Mutter und den übrigen gesprochen und gehört hatte, daß mein Vater erfüllt und glücklich gewesen war, vor seinem Tod fast die ganze Familie um sich zu haben, wußte ich, daß ich zu Hause nicht wirklich gebraucht wurde. Ich wurde vielmehr in Deutschland gebraucht, um die Arbeit zu tun, zu der ein Prophet Gottes mich berufen hatte. Die sanfte, leise Stimme tröstete mich, und ich konnte die zweite Hälfte meiner Mission in einer Weise erfüllen, daß ich meinem Glauben, meiner Familie und vor allem meinem Vater Ehre brachte. Er hatte getreu bis ans Ende ausgeharrt und mich gelehrt, dasselbe zu tun. Hatte er jemals aufgegeben, bevor ein Auftrag ganz erfüllt war? Doch nicht mein Vater! □

